Die Nixe vom Güldensee

Georg Hirschfeld

Die Nixe vom Güldensee

von

Georg Hirschfeld



S. Schottländer's Schlesische Verlagsanstalt
G. m. b. H.
Berlin — W.

Die Nixe vom Güldensee

Die Nixe vom Güldensee

Ein Märchen der Gegenwart

von

Georg Hirschfeld

S. Schottlaenders Schlesische Verlags-
Anstalt G. m. b. H., Berlin W.

Erstes Kapitel

Der Güldensee liegt, wenn ich mich recht erinnere, denn ich bin nur als Kind dort gewesen, in Tirol. In Österreichs Alpen jedenfalls, denn die Leute sprachen dort einen rauh melodischen Dialekt, und die Briefmarken, die ich sammelte, trugen das Bild des Kaisers Franz Joseph. Ich erinnere mich an Sommertage an diesem See und weiß jetzt, wie schön sie gewesen sind. Als Kind kümmert man sich ja wenig um Naturschönheit. Kinder haben, wie die Tiere, das Glück der Tatsächlichkeit — sie nehmen und geben hin.

Es war kein großer See, aber die Felsenbuchten des jenseitigen Ufers ließen ihn in gewissen Stimmungen grenzenlos erscheinen. Da gingen die smaragdgrünen Ausläufer in ein verschwimmendes Schwarz über, die Nebel der Berge senkten sich tief auf das Wasser herab, und es braute drüben wie ein Reigen duftiger Geister. Als Kind glaubte ich an Geister, denn der Weg von meinem Märchenbuch im Hotelzimmer bis zum Seeufer

war nicht weit. Ich stand oft stundenlang auf der Landungsbrücke, unter der die Ruderboote schaukelten, und starrte hinüber in das schilfige Reich. Der Nebel lag als feste, silbergraue Masse auf dem Wasser, doch unter ihm floß es schwarz dahin. In die Unendlichkeit? Nein, nein — es gab schon ein Ufer drüben. Das war gewiß, das lehrte die Landkarte. Drüben lagen ja auch die mächtigen Felsenberge, deren Gipfelzacken über die Nebelwand emporragten, schneebedeckt. Aber einen Abfluß hatte der See drüben — daran war nicht zu rütteln. Ein schmales, wildes Flüßchen, das sich durch die Felsen drängte und in die Ebene hinabschoß, dort alsbald sich majestätisch ausbreitend. Ein alter Herr im Hotel hatte mir versichert, daß der Abfluß sich im Steyrischen mit einem anderen Flusse vereinigte, der in die Donau ging und von dort in das Schwarze Meer. Ins Meer. Unendlichkeit also doch.

Uns Kindern war es streng verboten, in die geheimnisvollen Buchten hinüberzurudern. Weil uns die Ruder in den Schlingpflanzen stecken bleiben könnten. Das war schon dem Sohn eines Hotelgastes geschehen, dessen Boot bei den Bemühungen, loszukommen, kläglich gekentert war. Schlingpflanzen hatten für mich von jeher etwas Lebendiges und jetzt besonders, seitdem ich wußte, wie böse und tückisch sie sein konnten. Ich sah noch etwas anderes als Pflanzen in ihnen, behielt aber meine Erkenntnis für mich. Im Unbestimmten drüben war es nicht geheuer. Und die Nixe unten im See? . . .

Aber hier muß ich mich unterbrechen. Ich überblicke, was ich bisher erzählt habe, und finde gar märchenfeindliche Worte darin: Hotel, Briefmarken, Landkarte. Auch den geographisch gebildeten Herrn, der mir den Abfluß des Güldensees in das Schwarze Meer mitgeteilt, muß ich ausmerzen. Meine Geschichte hebt zu einer Zeit an, da dergleichen an den Ufern des Güldensees noch nicht genannt worden war. Als Sepp, der alte Karpfenfischer, sein einziger Ansiedler war. Der Kronbergersepp, der nun wohl lange tot ist. Lassen wir uns unser Märchen nicht stören, wenn auch der Schleier darüber immer dünner und zerbrechlicher wird. Immer lauter und näher das Brausen des Verkehrs, die Stimmen der wachen Klarheit. Klarheit! Sie haben aus dem Güldensee eine Sehenswürdigkeit gemacht, eine Auslüftung für verstaubte Großstädter. Aus der rätselvollen, lebendigen Nixe eine beglaubigte Puppe aus Stein. Diese wunderlichen Verleugner ihres Besten. Sie wissen nicht, daß ihr hartes, klares Leben sich an Märchen angebaut hat, wie die Auster am Korallenriff. Sie wissen es nicht oder möchten es vergessen, denn ihr Gewissen ist schlecht. Sie haben das Märchen verraten. Solch ein verratenes Märchen, das sich aber nicht unterkriegen ließ und einfach fortzog aus Lüge und Leben in die ewige Heimat der Kindesseele, will ich erzählen.

* * *

Drüben, in der längsten Schilfbucht, die sich in den Ausfluß des Sees verliert, wohnte die Nixe Freia. Wenn der Frühling von Süden

nahte und seinen Herold, den Föhnwind, vorausschickte, der die eisige Erstarrung auf den Gipfeln lockerte, so daß es überall wie silberne Wasserbänder zum See niederrann, dann erwachte die Nixe. Sie erwachte aus ihrem gesunden Winterschlaf, der sie in einer Grotte, jahraus jahrein, vom November bis zum April festhielt. Mit größter Pünktlichkeit schlief sie ein und wachte sie auf. Am Morgen des ersten Frühlingstages rauschte es im Schilf — die Nixe trat hervor, mit ihrer makellosen Edelgestalt dem Frühkuß der Sonne hingegeben. Sie rieb sich die Augen, dann warf sie sich in das Wasser und blickte lachend in den blauen Himmel empor. Sie spielte sich satt nach der langen, dumpfen Ruhe. Ihr jugendschöner Leib fand sich sofort in das Element zurück, das ihn geboren hatte. Viele, gute Bekannte waren zu begrüßen. Gloß senior zunächst, der uralte Karpfen, von dem alle anderen Karpfen des Sees abstammten. Er näherte sich, der hohe, mächtige Moosrücken, und lächelte die Nixe mit offener Schnute an. Um ihn herum schwamm eine Schar von Söhnen und Enkeln, die jüngere Generation immer etwas schlanker als die ältere. Aber auch Forellen kamen zu Freias Begrüßung, ferner die glatten, sich schlängelnden Aale, die ihr immer zuviel Redensarten machten, und ihre Gegensätze, die Goldfische, in prächtig schimmerndem Gewand, aber dumm und unfähig, ein Kompliment zu drechseln. Freia sah die dümmsten Fische am liebsten und labte ihre Augen nach der langen Winternacht an den frischen Farbentupfen der Forellen und dem Metallglanz der Goldfische. In einiger

Entfernung, kaum aus der Wasseroberfläche emporragend, drückte sich Fresser, der Hecht, herum. Auch er war in die Nixe verliebt, soviel sein kaltes Fischblut dies vermochte, aber er wußte, wie gram ihm die anderen waren, seitdem er in einer heißhungrigen Stunde die ganze, jüngste Karpfengeneration verspeist hatte. Jetzt hielt er sich scheu zurück und betrachtete die Auferstandene nur von fern, mit gelben, lüsternen Verbrecheraugen.

Glotz senior war Freias guter, alter Onkel, dem sie sich anvertraute, solange sie sich entsinnen konnte. Als Kind war sie immer, nur mit einem kleinen Fischschwänzchen begabt, noch nicht mit den feinen, weißen Menschenbeinen, die sie jetzt hatte, auf seinem Rücken geritten. Der hatte damals schon fast ebensoviel Moos angesetzt wie heute, denn Glotz senior schwamm durch sein zweites Jahrhundert.

„Komm," japste er lächelnd, „setz' dich nur nieder. Ich kann dich noch tragen wie einst."

„Aber Onkel Glotz!" rief die Nixe. „Ich bin ja viel zu schwer!"

„Du bist zu schwer?" Er wandte sich zu den anderen. „Hört ihr's? Sie ist zu schwer!" Die Fische lachten und schwammen im Kreise herum. „Du bist aus 'ner ganz kleinen Muschel gekommen! Dich zu tragen, weiße Freia, darauf wartet ein alter, einsamer Kracher, wie ich, das halbe Jahr!"

Sie schwang sich lachend auf seinen Rücken. Er zitterte ein bißchen,

hielt aber sofort wieder stand und trug sie mit stolzer Würde über die Breitseite des Sees. An dem scheel blickenden Hecht vorüber, gefolgt von seiner langen, funkelnden Schar. Nach der kühnen Überquerung ging es dann an den Ufern entlang, die Freia sich alle wieder einmal ansehen wollte. Auf einer kleinen Röhrichtinsel war eine Deputation der Wildenten versammelt, deren Ansprache Freia aber nicht abwarten konnte. Sie winkte den durcheinander Schnatternden huldvoll zu, und Glotz, der die Enten nicht leiden mochte, trug sie rasch davon. In der tiefen Schilfbucht, dem Wohnsitz der Nixe, machten sie halt. Freia war müde geworden. Der erste Tag im Leben draußen machte sie schläfrig. Sie verabschiedete Glotz, nachdem sie ihn zum Abendessen eingeladen hatte. Es sollte frische Schößlinge geben und Rüben vom vorigen Jahr. Seufzend streckte sie sich auf ihrer Sandbank aus und sah einer ziehenden Wolke nach, ohne von der Sonne belästigt zu werden, denn der bärtige Schilf überdachte ihr Lager wie eine Laube. Ihr glückliches Faulenzen wurde nur zuweilen von kleinen Besuchen gestört. Junge Frösche ruderten neugierig heran, zupften mit ihren grünen Fingern am Goldhaar der Nixe, dessen Strähnen auf dem Wasser schwammen, und entfernten sich nach dieser Heldentat eilig. Freia achtete nicht auf sie, denn sie wußte, daß sie die frechen Jünglinge, wenn sie sie zornig ansah, in garstige Kaulquappen zurückverwandeln konnte. Über ihr im Himmelsblau tummelte sich ein Rudel Schwalben und rief ihr zu, daß sie gestern erst aus dem Süden heimgekehrt wären.

Ob sie ihr davon erzählen sollten? Freia schüttete lächelnd den Kopf. Sie antwortete: „Morgen! Heute bin ich zu müde!"

Da flogen die Vögel fort. Es wurde ganz still um sie her. Sie dehnte sich im wohligen Glück ihrer Jugend. Das linke, weiße Bein zog sie empor und legte das rechte darauf, es aufmerksam betrachtend. Nein, den Fischschweif trug sie nie mehr. Es war doch schöner, die ganze Menschengestalt zu haben. Dadurch unterschied sie sich ja auch von all den Tieren. Galt sie schon als Königin im See, so brauchte sie auch die einzige Gestalt dafür. Umsonst war ihr ja nicht das schöne Zwittertum gegeben. Wieviel Nöte und Schmerzen hatte sie ihm schon zu danken gehabt. Der heiße Pocher da im linken Busen, den Gloß senior trotz seiner medizinischen Kenntnisse ihr nie erklären konnte. Das warme, ruhelose Fließen durch die ganze, blühende Gestalt, das sie erst verstanden, als sie sich den Arm an einem Felsblock wund gestoßen und bemerkt hatte, daß das entströmende, rote Naß ganz heiß war. Auch hier stand Gloß vor einem Wunder. Zögernd erzählte er ihr schließlich, daß seines Wissens die bösen Menschen genau solches Blut hätten, ganz genau solches. Und entsetzt, wie jemand, der nach einer Operation plötzlich einer großen Entstellung gewahr wird, hatte Freia seit dieser Stunde ihren Fischschwanz betrachtet. Sie erkannte, wie er sie quälte, und empfand ihn nur noch als abgestorben und kalt. Das heiße Menschenblut war nie in den Schweif hinuntergeflossen. Dort, wo ihre weiche, weiße Haut in harte, perlmutterschimmernde Schup-

pen überging, hatte es sich stets gestaut und sie gebrannt wie höllisches Feuer, um so ärger, je älter sie wurde. Als wollte ihr Blut sie zwingen, sich von dem tierischen Unterleib zu trennen. Ihr armer Wille hätte das allein nicht vermocht. Sie bat und weinte nach ihrer Mutter. Im Spätherbst, bevor der lange Winterschlaf begonnen, war ihre Mutter von den Bergen herabgekommen, die holde Wildfrau im schimmernden Schneegewand, und hatte, für alle unsichtbar, nur nicht für Freia, mit ihr gesprochen. Bedenklich hatte die Mutter sie angeblickt.

„Du weißt nicht, was du dir wünschest. Du bist eines Menschen Tochter, den ich geliebt habe und in den Abgrund stieß, als er mich verraten hatte. Nun willst du sein Erbteil ganz? Du schwimmst mit deinem Schweif viel leichter im See als mit zierlichen Menschenfüßen. Du weißt nicht, wie wohl uns Kühle und Kälte tut."

„Mutter, ich fühle mich halb und elend so. Warum konntest du mich nicht ganz zum Menschen oder zum Lichtelb machen? Warum mußtest du mich in den dunklen See sperren?"

„Das war die Folge meiner Verirrung. Aber ich will, daß du glücklich wirst. Ich gebe dir beides, da beides in dir ist. Wähle dir jederzeit die Gestalt, die dir wohltut. Nur eines ganz sein — das ist dir verwehrt. Doch bitte ich dich, Freia, denke an meine Worte, wenn du im Frühling erwachst. Betrachte die Menschengestalt nur als geliehen und als flüchtiges Spiel. Sie ist nicht mehr für dich. Die Schwester der reinen

Gottesgeschöpfe im See zu sein, das sei der Ernst deines Daseins. Schlaf' wohl, Freia." — —

Nun war sie erwacht, und sinnend, die makellosen Beine übereinander geschlagen, ganz stolz auf ihren neuen Besitz, dachte sie an ihren Vater. Wo mochte der wohl sein? Lebte er noch in dem großen, unbekannten Menschenleben? Sie hätte ihn gar zu gern einmal gesehen, denn eigentlich war sie ihm dankbar. Überhaupt, dieses Menschenleben . . . Warum kam es so gar nicht an den Güldensee heran? War der wirklich ganz unzugänglich für zaghafte Menschenfüße? — Was sie bisher an Vertretern der erhabenen Rasse gesehen, war freilich nicht dazu angetan, ihre Sehnsucht zu steigern. Im Sommer waren von Zeit zu Zeit ein paar seltsam gekleidete Gestalten heraufgekommen, blasse, ermüdete Männer mit Bergstöcken und nackten Knien, die statt dem bösen Schicksal, das sie so überanstrengt hatte, zu grollen, sich beim Anblick des Sees einer rätselhaften Freude hingaben. Mißtönende Schreie sandten sie auf einem Beine tanzend über die stille Wasserfläche hin und hörten nicht mehr damit auf, als sie ein Echo entdeckt hatten. Erschrocken sammelten sich in solchen Stunden sämtliche Fische im See und duckten sich tief in die schwarzgrüne Tiefe. Die Enten flüchteten zum jenseitigen Ufer hinüber und erzählten später, wenn sie in das Wasser hinabrauschten, was für unheimliche Gestalten wieder einmal gekommen wären. Zum Glück gab es kein Wirtshaus am See. Der alte Karpfensepp hatte in seiner baufälligen Hütte

nur Milch und Brot. Allenfalls einen Branntwein noch. Die Wanderer schimpften jedesmal weidlich darüber und riefen, als ob sie beten wollten, den Himmel um ein Ding an, dessen Bedeutung die lauschende Freia nie verstand. „Hotel, Hotel!‘ riefen sie. ‚Herrgott, wann kommt hier endlich ein Hotel! Nicht einmal übernachten kann man am Güldensee!‘ So bereicherte die Nixe ihre Kenntnisse. Menschen brauchten also ein Hotel, um zu übernachten. Warum verschaffte ihnen das der böse Karpfensepp denn nicht? Der grinste nur immer und war froh, wenn die Fremden wieder fort waren. Der war überhaupt kein Mensch. Wie ein zottiges, schmutziges Tier ging er einher und zankte immerfort mit seinem hexenhaften Weibe. Das humpelte hinter ihm drein und wollte ihn mit einem Kochlöffel schlagen. Dabei versöhnten sie sich immer, die Rätselhaften, und blieben Jahr um Jahr in ihrem einsamen Häuschen. Wovon lebten sie? Von den Mordtaten des grausamen Greises. Jeden Abend saß er am Ufer und angelte dem armen Gloß ein paar Enkel weg. Die Dummen, die nicht alle wurden im See, sie gingen ihm immer wieder auf den Köder. Da half keine Warnung. Wie hatte Freia schon den alten Verbrecher, wenn er, seine stinkende Pfeife schmauchend, am Ufer saß, erschreckt. Plötzlich war sie vor ihm aufgetaucht und hatte ihn angestarrt, als wollte sie ihn in Stein verwandeln. Er erbleichte dann und murmelte etwas wie Fluch oder Gebet. Aber wenn er am ersten Abend davongelaufen war, saß er am zweiten schon wieder anderswo und angelte. Sie konnte gegen

diese Hartnäckigkeit nichts machen. Die ermordeten, armen Fischchen verkaufte er irgendwo. Er blieb dann immer zwei Tage fort. Das waren die Ruhetage für den Güldensee. Ja, böse waren die Menschen . . .

Dennoch . . . Dennoch glaubte Freia, daß sie die Richtigen noch nicht gesehen hatte. Ihr Glaube stützte sich darauf, daß sie ihr eigenes, wundersames Bild im Wasserspiegel besah. Die Geschöpfe, die sich ihre Verwandten nennen konnten, die sollten erst kommen! Wo waren ihre Brüder, ihre Schwestern? Und noch etwas anderes — wo war es? Das Allerseltsamste, das sie ‚die Antwort' nannte, etwas, das weder Bruder noch Schwester sein konnte. Die Antwort! . . . Sie spielte mit diesem Begriff. Dieses Spiel war ihr teurer, als jeder Ernst. Es tat ihr, bevor es Wirklichkeit wurde, unendlich wohl. Es linderte ihr pochendes Herz, es nahm ihre sehnenden, heißen Hände, es ließ sich bei ihr nieder und sah ihr in die Augen, immer tiefer in die blauen Rätselaugen, bis zwei duftige Lippen kamen und sich auf ihre Lippen legten, lange, lange. So war es, so kam es, so empfand sie es. Warum eigentlich? Was sollte die Berührung der Lippen mit Lippen? Was kündete der große, erträumte Blick? . . . Ein Spiel? . . .

Unruhig wälzte sich Freia auf ihrer heißen Sandbank umher. Jetzt glühte die Mittagssonne. Alles schwieg. O, öde war es an diesem See, so furchtbar traurig und öde. Schon am ersten Tage. Wenn die Libellen nicht gekommen wären. Die schwärmten wieder mit ihren stahlblauen

Flügeln um sie herum und ließen sich von ihr haschen, denn sie wußten, Freias Berührung tat nicht weh. Aber das Spiel, das sie sonst am meisten geliebt hatte, ermüdete sie heute. Sie ließ die Libellen weiterflattern und spürte plötzlich ein seltsames Brennen in der Kehle und in den Augen. Etwas Würgendes, sehr Schmerzliches. Jetzt war sie ganz allein, zum erstenmal, und alle anderen Wesen waren ihr Fremde. Entsetzt ob dieser Erkenntnis fuhr sie empor. Sie strich sich das goldene Haar aus der Stirn. Dann starrte sie plötzlich unverwandt zur Uferlinie hinüber.

Ein Mensch ging da entlang. Es wollte sie dünken, er war anders als die anderen. Sie duckte sich tief in den Schilf und blickte hin. Wie ihr Herz klopfte. Der Mensch ging langsam und blieb zuweilen stehen, indem er einen stummen Blick über den See warf. Ihm fiel es nicht ein, nach seiner Ankunft zu jodeln und häßlich zu schreien, wie die Barbaren im Sommer. Er schien eine stille, glückliche Freude an dem erhabenen Anblick zu fühlen. Die kleine Nixe nahm sogleich für ihn Partei. Sehnsüchtig wartete sie darauf, daß er endlich näher käme, damit sie ihn deutlich erkennen könnte. Jetzt hörte sie schon seine Schritte auf dem Uferkies und entsetzt, als ob ein neuer Karpfensepp sie fischen wollte, tauchte sie unter. Im Wasser besann sie sich aber und sprach das Wodanswort, das sie unsichtbar machte. Dann stieg sie lautlos wieder empor und legte sich auf die Sandbank, die Arme aufgestützt und das Kinn in den Händen haltend. Listig lächelnd sah sie ihn herankommen. Der Ahnungslose —

wie war er schön. Ein brauner, feiner Sportanzug, kein falsches Bauerngewand, umschloß seine junge, elastische Gestalt. Das Gesicht war etwas weich für einen Mann, aber die dunklen Augen hatten einen rührend kindlichen Ausdruck, etwas, was sie hätte in die Hände nehmen und küssen mögen. Sie standen ein wenig vor, und der Einfall, sie trotz ihrer Schönheit mit den Augen der jungen Fische zu vergleichen, brachte Freia plötzlich zum Lachen. Da stutzte der Mensch. Mißtrauisch sah er zu ihr hinüber, hatte sie jetzt völlig im Gesichtskreis. Er schien zu glauben, daß ein Windesrauschen im Schilf oder ein Kiebitzruf ihn genarrt hatte. Lächelnd schüttelte er den Kopf und blieb an einem Baumstamm, den der Blitz gebrochen und als knorrigen Steg weit über das Wasser hinaus gelegt hatte, stehen. Er gähnte, was der Nixe nicht gefiel, denn seine Zähne erwiesen sich als schadhaft. Dann pfiff er einen vergnügten Marsch, den Radetzkymarsch, wie sie später einmal erfuhr, und bestieg mit plötzlichem Entschluß den gebrochenen Baumstamm. Wie ein eleganter Seiltänzer schritt er, mit ausgestreckten Armen balancierend, auf dem wippenden Holz sehr weit hinaus. Freia war seine überraschte Zuschauerin. Sie konnte ihre Lust kaum bändigen. Der Mensch gefiel ihr. Der so spielen konnte, ohne Kameraden. Der so heiter war und zugleich so ernst. Nun ließ er sich behutsam nieder, gerade vor ihrer Sandbank. Wie dankbar sie ihm dafür war. Sie sah ihm direkt ins Gesicht. Verhielt sich mäuschenstill. Woran mochte er jetzt denken? Der Sonnenuntergang, der sich feurig über den

See ergoß, schien ihn traurig zu stimmen. Sie wußte nicht, warum, aber sie hatte Ehrfurcht vor diesem Gefühl, das gewiß sehr menschlich war. Er verschränkte die Arme und betrachtete düster den sinkenden Feuerball. Als Kinder der Sonne schienen die Menschen sich also nicht zu fühlen. Das hatte sie eigentlich gedacht. Der Blick dieses Mannes bekam jetzt etwas Fernes und Feindliches, etwas Lichtverlassenes. Woran mochte er denken? . . .

Mit großen, staunenden Augen sah sie ihn an. Ohne Trost, ohne Nähe. Sie durfte sich ihm nicht zeigen. Noch einmal tönte wie eine mahnende Glocke die Warnung der Mutter in ihr. ‚Menschengestalt ist nur geliehen für dich, ein flüchtiges Spiel! Du kannst das eine nie ganz sein!' . . .

Jetzt erhob sich der Mensch. Er seufzte und ging, da er in seiner ernsten Versonnenheit vergaß, zierlich zu balancieren, mit rascher Ängstlichkeit zum Ufer zurück. Traurig sah Freia ihn sich entfernen. Doch als sie ihn kaum noch erkennen konnte, packte sie ein jäher Schmerz. Sie vergaß die Worte der Mutter. Hastig warf sie sich in den See (der Mensch sah sich um, da er glaubte, daß ein Fisch gesprungen wäre und holte den Wandernden bald ein. Sie schwamm neben ihm her und ließ ihn nicht aus den Augen. Jetzt kam die böse Ecke, wo die Wanderer immer, wenn es dämmerte, abbogen und den See verlassend zu Tal schritten. Würde auch er jetzt verschwinden? Auch er? — — Sie suchte

ihn mit ihrem wilden Wunsche festzuhalten. Heil ihm! Er ging an der Ecke vorüber, sonst hätte sie ihn gehaßt. Er näherte sich noch einmal der Fischerhütte. „Na, Sepp, wie steht's?“ rief er dem Alten mit wohllautender Stimme zu. „Hab' ich ein Nachtquartier?“

„Wenn's sein muß,“ brummte der Fischer.

„Du bist schon ein liebenswürdiger Wirt, das muß man sagen! Ja, es muß sein, alter Grobian, denn ich will drei Tage am Güldensee bleiben!“

Drei Tage! — Die Nixe erschauerte vor Freude. Drei Tage. Das war ein Mensch. So lange wollte er in der elenden Hütte hausen, wie ein Fischer leben, nur um des Güldensees willen. Der brauchte kein ‚Hotel‘. Drei Tage konnte sie ihn sehen.

Er folgte jetzt dem Karpfensepp. Sie wollte warten, bis er wieder herauskam, aber rechtzeitig fiel ihr ein, daß sie Glotz senior zum Abendessen eingeladen hatte. Den würdigen Oheim harren lassen — das durfte sie doch nicht wagen. Sie riß sich gewaltsam los und ruderte eilig, vom Abendwinde umschauert, über die Breitseite des Sees zur Schilfbucht hinüber. Als sie sich mit schlechtem Gewissen ihrem Heim näherte, war Glotz schon da. Er sah ihr ernst, mit geschlossener Schnute entgegen. Seine Lippenfäden standen heute wie ein großer Schnurrbart ab — das war ein Zeichen, daß er erregt war. Sie tat, als ob sie es nicht bemerkte, und richtete eilig das Abendessen her. Auch er verlor kein übriges Wort, füllte

sich redlich mit den aufgetragenen Speisen an und wischte sich zuletzt mit einer Brustflosse das Maul ab. Dann sah er die Nichte rund und ernsthaft an.

„Was hast du, Oheim?" fragte Freia unbefangen, doch über und über errötend.

„Bist ja vorhin an mir vorüber geschwommen? Da drüben, am flachen Ufer? Als ich auf dem Wege zu dir war? Hast mich gestreift, so daß eine Flocke von meinem Rückenmoos an dir hängen geblieben ist, und hast ihn doch nicht gesehen, den alten Oheim!"

In seinen großen Augen, die gutmütig spöttisch sein wollten, lag eine heimliche Drohung. Das ließ sie sich nicht gefallen. „Sag' es doch lieber offen heraus, Glotz, du hast gesehen, daß ich dem Menschen gefolgt bin."

Er sperrte seine Schnute außerordentlich weit auf. „Hoho! Bist du das?!"

„Jawohl! Ich mache kein Hehl daraus! Wir haben uns nichts zu verbergen!"

„Ich dächte auch!"

„Der Mensch gefiel mir, und daran hindere mich nicht, sonst wird es mir zu langweilig in deinem Güldensee!"

„Oho!"

„Ich bin nicht undankbar, Oheim! Aber du weißt, ich habe etwas von den Menschen."

„Warum? Wegen deiner Gestalt? Du bist aus einer ganz kleinen Muschel gekommen."

„So bleibe bei deinem Glauben. Ich tue, was ich mag."

„Er wird dich fischen, denn er ist nicht besser als der Karpfensepp."

„Meinst du?"

„Mörder sind sie alle. Für uns. Ich rede nur von uns. Was sie untereinander sein mögen, das kümmert mich nicht."

„Aber mich! Ich will jetzt wissen, was sie dort sind!"

„Wie willst du das anstellen?"

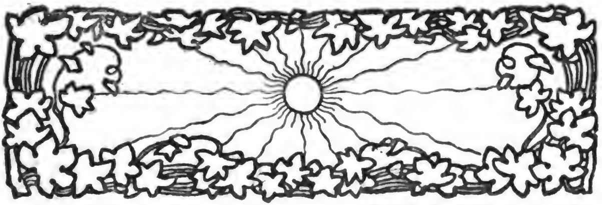
„Das laß' meine Sorge sein."

„O Freia, Freia — meine Sorge bist du! Laß dich warnen, Kind!"

„Ich bin nicht wie ihr, lieber Alter. Ich beiße in keine Angel und schwimme in kein Netz. Aber du hast dich ja selbst davor bewahrt. So lange schon, so lange. Komm' und mach' dir keine traurigen Gedanken. Iß. Hier ist eine besonders süße Rübe."

Doch Glotz bedankte sich und schwieg. Er blieb noch eine Weile anstandshalber, indem er auf das schwarze Wasser hinausstarrte und nur von Zeit zu Zeit seiner in wunderlicher Zerstreutheit befangenen Nichte einen Seitenblick zuwarf. Dann sah er, daß der Mond aufgegangen war, und schwamm in seiner zitternden Lichtstraße langsam nach Hause.

Zweites Kapitel



Freia wartete schon vor Tagesanbruch auf das Kommen des Menschen. Aber so früh war der junge Wiener nicht bei Wege. Sie lernte heute kennen, was Ungeduld war. Denn sonst — was brauchte Geduld im Güldensee? Rastlos schwamm sie vor den äußersten Schilfstauden ihrer Bucht umher und blickte nach dem Uferwege. Sollte es ihr entgangen sein, daß er doch schon Abschied genommen und zu Tal geschritten war? Aber das war bei ihren durchdringenden Augen unmöglich. Die Pein des Wartens erhöhte ihr das Gefühl, daß sie Zuschauer hatte. Glotz mußte geplaudert haben, denn die jüngeren Fische schwammen auffällig, mit scheinbarer Harmlosigkeit um sie herum und warfen ihr spöttische Seitenblicke zu. In ihrer Erregung faßte Freia es so auf, obwohl sie ja bei Fischen an Seitenblicke gewöhnt war. Schließlich kam es so weit, daß Fresser, der Hecht, erschien und irgend eine höhnische Bemerkung machte, worauf das charakterlose Volk, das ihn sonst haßte, in ein wohliges

Gekicher ausbrach. Freia bezwang ihren Zorn und legte sich, die Arme verschränkend, auf die Sandbank. Hier konnte sie — sie hatte sich unsichtbar gemacht — den ganzen Uferweg überblicken. Aber der Hecht gab keine Ruhe. Er wagte sich mit seinem vergnügten Gefolge dicht an sie heran und rief: „Was ist denn das für ein niedlicher Fisch? Oder ist es gar kein Fisch? Wie sonderbar! Im vorigen Jahr hatte er noch seinen ehrlichen Schwanz! Fräulein Fischin! Wir dulden keine Maskerade im Güldensee! Merke sie sich das!"

Die Nixe fuhr auf und schlug mit der Faust nach seiner spitzen Schnauze. Der Hecht sah sie böse an und wollte sie beißen. Sie aber ließ sich nicht erschrecken und warf sich in das Wasser, mitten unter das fliehende Volk. Jetzt nahte Glotz senior. Auf sein Geheiß zog sich alles grollend zurück. „Laßt sie!" rief er beziehungsvoll. „Wir haben ihr nicht dreinzureden! Sie soll nur ihre Bekanntschaft machen! Wir lassen sie allein! Hohn und Spott aber ziemt uns Fischen der Nixe gegenüber nicht!"

Die Tiere verschwanden. Es wurde wirklich ganz still um sie herum. Sogar die Libellen kamen nicht mehr. Sie fürchteten alle den Menschen . . .

Freia wollte eben wieder die Sandbank besteigen, als sie den Erwarteten kommen sah. Wie gestern kam er, langsam, schlendernd, trug aber heute etwas Seltsames im Munde, etwas Längliches, Braunes, das

am oberen Ende brannte. Den Rauch des kleinen Feuers sog er ein und stieß ihn in grauen Wölkchen wieder von sich. Nährten die Menschen sich auf diese Weise vom Feuer? Wohl nur die besonders edel Gearteten. Die Bedeutung von Karpfensepps Pfeife war Freia nicht bekannt. Der Unterschied ihres lieben Rauchers von jenem erfreute sie. So war es wohl in jeder Beziehung, und Glotz war eine alte Unke, kein Karpfen mehr.

Wieder machte der Mensch an dem vom Blitzschlage gebrochenen Baumstamm halt. Die Traumstunde gestern, in ihrer Nähe, schien ihm gefallen zu haben. Heute aber, heute . . . vielleicht sprach sie ihn an.

Sie wollte ihn nur keinesfalls erschrecken. Auf ihn so zu wirken, wie auf den Karpfensepp, war eine furchtbare Möglichkeit. Sein Fluch, seine Bekreuzigung wären ihr unauslöschlich gewesen. Vorsichtig wollte sie zu Werke gehen. Sie blieb im Wasser und hob nur den Kopf heraus, indem sie den Ahnungslosen durch Schilfstauden liebevoll betrachtete. Er machte diesmal sein Seiltänzerkunststück nicht. Er blieb am Ufer und ließ sich seufzend auf den Stumpf des gefällten Baumes nieder. Wurde er wieder traurig? Am Morgen auch? Er stützte den Kopf in beide Hände und dachte nach. Dann zog er ein winziges Buch aus der Tasche und schrieb etwas hinein. Seine Lippen bewegten sich dabei, und die schönen Augen blickten ernst, ein wenig nüchtern. Freia erinnerte sich plötzlich, daß der Mensch, den ihre Mutter geliebt hatte, ein Dichter war. Sie machte sich

zwar keine klare Vorstellung von diesem menschlichen Beruf, aber sie stellte ohne Bedenken fest, daß auch ihr Freund dichtete. Freilich nur wenige Zeilen, dann dachte er schon wieder nach. Schließlich steckte er, den Kopf schüttelnd, das Buch ein und ließ einen prüfenden Blick über die Landschaft gleiten. Dann begann er mit einem zierlichen Messer seine Fingernägel zu schneiden. Freia hörte ihn sprechen: „Hier ließe sich heilig was machen. Das weiß der liebe Gott."

Mit welcher Inbrunst diese Worte aus seinem Gemüt kamen. Ein Gebet wahrscheinlich für sein künftiges Werk. O, daß sie ihm helfen könnte. Jetzt sprach er weiter.

„Freilich, was haben müßt' man, was haben! Mein Herr Vater, der hat gut reden! Gut reden hat er! Der möcht' schaun, der alte Filz vom Alsergrund, wann ich ihn hierherführt', in mein stolzes Haus, das seinen Namen trägt!"

In diesen Sätzen hatte Freia nicht alles verstanden. Er schien seinen Vater nicht zu lieben — das fühlte sie heraus und nahm es als etwas hin, was ihr leid tat.

„Man ist schon ein elender Tropf", fuhr der Mensch jetzt fort. „Da sitzt man an der Quelle, sieht, was keiner von den Eseln sieht, und hat nix."

Was mochte er nur meinen? Er schien einen brennenden Wunsch in sich zu tragen. Etwas, was sein ganzes Wesen erfüllte. Wenn sie es

gewähren könnte! Aber sie, die arme Nixe, eingekerkert im See, und er, ein freier, mächtiger Mensch.

Jetzt überließ er sich ganz seiner Schwermut, die sie so innig dauerte. Er starrte in das Wasser. „Märchenhaft", flüsterte er. Märchenhaft? „Diese Stimmung! Wie hier alles wartet und schweigt! In früheren Zeiten hätt' ein armer, junger Kerl, der sein Glück im Sack trägt, nach einer guten Fee gerufen, nach einer Wassernixe, daß sie sein Schutzgeist werden möcht' und ihm geben, was er braucht. Aber das ist vorbei. Jetzt gibt's kein Märchen mehr, sondern nur mehr eine Börse. Was nützt es dir, wenn du dran glaubst und es rufst, du Kindskopf, närrischer? Nein, nein, das nützt dir schon gar nix."

„Doch!" sagte Freia.

Der Mensch fuhr so heftig zusammen, daß ihm sein Messerchen entglitt und in das Wasser fiel. Sein Antlitz entfärbte sich. War das wieder nur Täuschung? — Schon gestern war es ihm an diesem See nicht geheuer vorgekommen. Er stützte die Hände auf den Stamm, um sich zu erheben, aber sie zitterten stark und versagten ihm.

„Nicht fliehen! Bitte, nicht fliehen!"

Er stieß einen lauten Schrei aus, denn jetzt sah er sie. Sie hatte sich aufgerichtet. Makellos, nackt im Lichte der Sonne stand sie vor ihm. Er hatte keine Kraft, zu fliehen. Mit wankenden Knieen stand er da und starrte sie an. Seltsamerweise sah er zuerst nicht in ihre Augen, die ihm

doch Trost und Furchtlosigkeit geben wollten, sondern heftete seinen Blick auf den unteren Teil ihrer Gestalt, indem seine fahlen Wangen sich röteten und in die Augen ein halb entsetztes, halb begehrliches Flimmern kam. Suchte er ihren Fischschweif? Sie lächelte. Nein — den fand er nicht mehr. Seine Schwester war sie, ihm ebenbürtig. Sie schritt durch das Wasser rauschend auf ihn zu. Im nächsten Augenblick war sie bei ihm und drückte ihn mit den Händen sanft auf den Baumstamm zurück. Er schloß seine Augen, als glaubte er an den Nachschauer eines Traumes, den er verscheuchen wollte. Doch als er sie wieder aufschlug und wiederum die Wasserfrau vor sich sah, aufs neue ihre leuchtende Gestalt in unmittelbarer Nähe, als er den Druck ihrer zarten Hände spürte und ihr Haupt sah, ihr goldumflossenes Haupt mit den gütigen Zügen und den großen, dunkelblauen Rätselaugen, da überfiel ihn etwas Namenloses. Er zitterte, er schluchzte. Es verschob sich ihm offenbar alles, was sein Menschengehirn bisher für wirklich und erträumt gehalten hatte. Der Wendepunkt seines Lebens war da. Er sah in das Reich der Geister. Tief ergeben murmelte er, ohne aufzublicken: „Wer bist du?"

„Ich bin die Nixe vom Güldensee. Vertraue mir. Ich meine es gut."

Wieder schloß der Mensch seine Augen. „Die Nixe vom Güldensee", wiederholte er ganz leise, mit blassen Lippen. „Träum' ich? Wach' ich?"

„Du wachst. Es ist heller Tag. Du wachst."

Er sah sie zögernd an, von ihrer Schönheit berauscht. „Ich möcht' ja am liebsten glauben, daß du ein herziges Menschenkind bist, das hier in aller Stille gebadet hat und sich rächen möcht' mit einem tüchtigen Schrecken, den sie dem Friedensstörer einjagt. Obwohl ich mir kein Weibsbild vorstellen kann, das die Kurasch hat."

„Ich verstehe dich nicht. Das möchtest du am liebsten glauben? Daß ich ein Mensch bin? Warum denn?"

„Weil ich dann ganz bestimmt wüßt', daß das Abenteuer mit keinem Schaden an meiner unsterblichen Seele verbunden ist."

„Du mißtraust mir also? Nur weil ich etwas bin, was du nicht kennst? Seid ihr so, ihr Menschen?"

„Werd' nur nicht bös, schöne Nixe, aber du hast immerhin etwas Außergewöhnliches. Ich stamm' beiläufig aus Wien, neunter Bezirk, Schwarzspanierstraße 17, und da gibt es keine Nixen."

„Wie sind denn eure Frauen? Schauen sie anders aus als ich?"

„O, mein, da muß ich schon lachen! Pardon! Freilich schauen sie anders aus! Es gibt schon welche, die es mit dir aufnehmen könnten, wenn sie auch das höllische Feuer in den Augen nicht haben, aber in Toilett' sind's doch alle! Das möcht' sonst was geben auf der Ringstraße!"

„Was ist denn das — Toilett'?"

„Das frag' die Wienerinnen! Wir Männer fragen nicht soviel danach! Wir sind halt angezogen, weiter nix!"

„Angezogen — ach, die Kleidung meinst du? Du wunderst dich, daß ich keine Kleider trage?"

„Ganz richtig, mit gütiger Erlaubnis. Es ist ja außerordentlich schön, aber gefallen tut mir's nicht. Man weiß nicht, wie man hinschauen soll."

„Ich verstehe nicht, wie du das meinst. Du scheinst nicht zu wissen, daß Geister weder Kälte noch Hitze zu fürchten brauchen. Darum kennen wir keine Kleider. Ihr Menschen seid sterblich — ihr müßt euch immer schützen, ihr Armen, das hab' ich von meiner Mutter gehört. Aber ich glaube doch, daß ich von euren Frauen nicht allzu sehr verschieden bin. Denn die Kleidung macht doch keinen Unterschied. Es wäre ja lächerlich, wenn ihr euch untereinander nicht beurteiltet, wie ihr nackt aussehat."

Sie wartete auf seine Antwort, aber er schwieg jetzt und sah sie lange an. Eine seltsame Veränderung war in seinem Gesichtsausdruck vorgegangen. Sowohl Entsetzen wie jugendliche Keckheit, die sich hervorgewagt, hatten sich verloren. Ernsthaft, mit verblüffter, fast kindlicher Ehrfurcht blickte er ihr in die Augen. In seine Wangen aber war ein leiser Schimmer von Schamröte gekommen.

„Was ist dir?" fragte Freia schließlich, indem sie ihm lächelnd die Hand auf die Schulter legte.

„Sei nicht bös", war seine einzige, tonlose Antwort. Er sah sie an wie eine Gottheit. Ähnlich wie der Karpfensepp den Gekreuzigten an seiner Hütte.

„Bös bin ich nur denen, die es bös mit mir meinen. Dich habe ich lieb."

„Lieb", flüsterte der Mensch erschauernd. Er machte eine Bewegung, ihren Leib zu umfassen, aber seine Hände sanken schlaff herab.

„Vor meiner Liebe wirst du dich doch nicht fürchten. Ich habe dich schon gestern beobachtet, als du an dieser Stelle warst. Du träumst von etwas, du hast einen großen Wunsch im Herzen. Habe ich's erraten?"

„Einen Wunsch?" Jeder Wunsch, den er gehabt hatte, kam ihm jetzt klein und nichtig vor, in ihrer Gegenwart.

„Du hast so traurig vor dich hingeblickt und voll Liebe zugleich für meinen See. Du hast nicht nach den armen Fischen gespäht, wie der grausame Karpfensepp drüben — dein Blick galt dem blinkenden Wasser, den Uferwäldern, den Bergspitzen und der Sonne, die so mächtig gestern unterging. Freilich, der Sonne sahst du traurig nach. Warum das?"

„Sonnenuntergänge stimmen mich immer traurig."

„Das mußt du mir später erklären. Erst beantworte mir eine Frage: bist du ein Dichter? Warum lachst du?"

„Sei nicht bös, hohe Frau! Aber ich hab' mein Lebtag nix gedichtet! Wie kommst du denn darauf?"

Sie wickelte sich in ihr goldenes Haar wie in einen Mantel ein und setzte sich neben ihn auf den Baumstamm. „Ich glaubte, du hast die Augen eines Dichters. Und heute zogst du ein kleines Buch aus der Tasche und schriebst etwas hinein. So eifrig, so verträumt."

Er biß die Lippen aufeinander und sah vor sich hin. „Nein, nein, das war nur so ein kleiner Einfall, den ich gehabt hab' . . . Mir von dichten . . ."

„Willst du mir nicht sagen, was du für einen Wunsch hast?"

„Wunsch? — — Ach, jetzt weiß ich, was du meinst, hohe Frau! Aber das mag ich dir nicht sagen."

„Warum nicht?"

„Weil — na, weil es halt so völlig aus der Luft gegriffen ist."

„Aus der Luft gegriffen? Das ist mir nicht fremd. Wenn ich Durst habe, greife ich auch in die Luft und fange mit meinen hohlen Händen ein Wölkchen auf. Das trink' ich dann."

„Ja, du! Wer dir das nachmachen möcht'!"

„Vielleicht kann ich dir doch deinen Wunsch erfüllen. Ich möchte dir gern etwas Gutes tun."

„Ach, hohe Frau! Ach, liebe, hohe Frau! Das kannst du nicht! Wenn du auch alles kannst — das nicht!"

„Was gehört denn dazu?"

„Geld! Ungeheuer viel Geld!"

„Was ist das?"

„Du erschlägst einen mit deinen Fragen. Geld! Ja, wie soll ich dir das erklären! Ich weiß es nämlich ganz genau, weil ich nie eins gehabt hab'! Geld! Also schau!" Er zog eine kleine Börse aus der Tasche und zeigte ihr ein winziges Goldstück darin. „Das ist Geld! Warum lachst du?"

„Davon hängt dein großer Wunsch ab?"

„Aber freilich! Davon beiläufig nicht, da hast du ganz recht — es müßt' schon 30 000mal soviel sein! Denn soviel Geld gibt's auf der Welt! Und noch mehr, noch tausendmal mehr!"

„Ist das Gold?"

„Gewiß! Das ist das schöne, gelbe Teufelsgold!"

„O, davon gibt es freilich mehr." Sie lachte.

Er sah sie gekränkt an. „Dein Gelächter ist reizend, schöne Frau. Es klingt wie das feinste, böhmische Kristall, aber von dem wird mein Dukatenstück nicht größer. Ich bin ein armer Schlucker, weiß Gott. Ich hab' mich mit meinen Eltern in Wien zerkriegt, weil sie einen Käsverkäufer aus mir machen wollten, und bin in die weite Welt hinausgelaufen. O, allzuweit ist die Welt, sie hat kein End'! Noch schau' ich ja anständig aus in meinem Sommerhabit, aber die Schuh' sind schon defekt, und wenn mein Dukatenstück gewechselt ist, bin ich auf dem besten Weg, ein Landstreicher zu werden. Ich hab' nämlich einen ganz verteufelten Stolz. So

einen ordinären Beruf fang' ich nicht an. Ich verkauf' mich nicht, ich kann nur was Großes werden. Mit der Gestalt, nicht wahr? Eh' ich so ein verschimmelter Karpfensepp werd', eher hängt' ich mich auf und verhungerte!"

Sie hatte ihm gespannt zugehört, in ihren Augen zeigten sich Schrecken und Mitleid. Die Erwähnung des Karpfensepp enthüllte ihr den ganzen Abgrund, vor dem der schöne Jüngling stand. „Sprich nicht so", bat sie, so dicht an ihn heranrückend, daß er vor ihrem Duft und Zauber seine Fassung zu verlieren drohte. „Du bist sicher für das Größte berufen. Und wenn es in eurem wunderlichen Menschenleben so zugeht, daß das Gold dazu verhelfen muß, dann vernimm als Trost, ich kann dir davon geben, soviel du willst."

Er fuhr zusammen und starrte sie an. Befremdet sah sie, daß ihn jetzt fast derselbe Schrecken ergriff, wie bei ihrem ersten Anblick. Auch dasselbe Mißtrauen zeigte sich nochmals.

„Du glaubst mir nicht?" fragte sie streng.

„Doch, doch!" stammelte er erbleichend. „Ich trau' dir schon alles zu, hohe Frau! Aber sag' mir, wie willst du das anstellen?"

„Ich führe dich zur Goldquelle. In einer tiefen Grotte, unter den Bergen, strömt sie."

Er packte zum erstenmal ihre Hand. Sie erschauerte — sein Druck

war heiß und feucht. „Gold? Gold?" flüsterte er heiser. „Fließendes Gold?"

„Gewiß. Ich habe als Kind schon oft damit gespielt. Es funkelt so schön, und die ganze Grotte ist unsagbar herrlich. Jetzt bin ich schon lange nicht dort gewesen."

„Aber du findest noch den Weg — —?"

„Das will ich meinen."

„Das flüssige Gold aus dem Erdkern wird glühen, nicht zu berühren sein! Wie schafft man es fort?"

„Das ist ganz leicht. Ich fang' es mit einer großen Muschel auf, die mir ein Triton, der draußen im Meer lebt, geschenkt hat. Oben, an der Luft, erstarrt das Gold und wird zu schweren Klumpen. Ich könnt' es auch mit meinen nackten Händen anfassen. Du nicht. Du würdest schon sterben, bevor du es anrührst."

„Warum?" flüsterte der Mensch mit Leichenblässe.

„Weil in dem roten Qualm ein goldschuppiger Drache liegt, der nur mir gehorcht und mich nehmen läßt, was ich will."

„Hohe Frau, hohe Frau, weiß denn kein Mensch auf Erden bis jetzt von diesem Schatz? Gar niemand?"

„Wer soll es denn wissen? Karpfensepp?" Sie lachte leise, als ob sie zum erstenmal ihre Rache an dem alten Fischer nähme.

Sebastian stützte den Kopf in die Hände. „Ist das seltsam", flüsterte

er. „Der alte, elende Kerl, der mit seinem Weib kaum was zu essen hat, er sitzt Jahr für Jahr in der Nachbarschaft des größten Schatzes und ist glücklich, wenn er einen Karpfen angelt."

„Das klingt ja fast, als ob du ihn beneidest?"

„Nein, nein, ich beneid' ihn nicht! Ich bin ich, und er ist er! Hohe Frau, willst du mich hinführen? Willst du mir Gold schöpfen? . . ."

„Ich will es — ja. Wenn du . . ." Sie brach ab, denn ein plötzlicher Einfall war ihr gekommen, etwas, was sonst nicht auf ihrer graden Gedankenbahn lag.

„Was soll ich!" rief er ängstlich und eifrig. „Verlang', was du willst!"

Sie sah ihn mit prüfender Freundlichkeit an. „O, gar soviel verlang' ich nicht. Ich möchte nur wissen, was du mit dem Golde, das so großen Wert für dich hat, anfangen willst. Willst du es sammeln? Oder bekommst du etwas anderes, besseres dafür?"

Er besann sich. In seine schönen, braunen Augen, kam jetzt jener überlegene, lauernde Ausdruck, den sie nicht verstand. „Hohe Frau", erwiderte er langsam, „ich will dir offen sagen, was ich vorhab'. Aber da muß ich noch einiges vorausschicken, zu deinem besseren Verständnis. Schau', wir Menschen da unten in der Ebene, wir haben nichts so lieb wie die hohen Berge. Wir wohnen zu Tausenden beisammen in steinernen

Häusern, in einer großen Stadt, wo die Luft schlecht ist, und wo man kaum etwas vom blauen Himmel zu sehen kriegt."

„Warum tut ihr das?"

„O, deine Fragen! . . . Weil wir arbeiten müssen, um das Gold zu verdienen, mit dem du als Kind gespielt hast. Laß — mir brennt der Kopf — ich erklär' dir das später. Du kannst dir denken, in der schlechten Jahreszeit, ich mein' halt im Winter — oder ist das vielleicht bei euch die gute?"

„O, nein! Im Winter schlaf' ich!"

„Nun, wir wachen! Allzusehr! Und da werden wir sakrisch müd' von all' dem Wachen, Hasten und Arbeiten! Da spitzen wir uns nur immer auf den Sommer, daß wir aufs Land gehen können, und am liebsten reisen wir ins Gebirg' natürlich. Nun ist aber schon überall alles entdeckt worden in den Alpen! Da gibt's keinen schönen Winkel mehr, wo keine Sommerfrische ist! Das Ideal ist immer ein hohes Gebirg' und ein einsamer See dabei! Das ist Millionen wert! Wundre dich nicht darüber — ich erklär' dir das später! Jetzt laß mich den Faden meiner Red' nicht verlieren . . . Also — — in den Sommerfrischen sind sehr große, schöne Häuser gebaut worden, verstehst du, wo die armen, erholungsbedürftigen Städter hineinziehn, bis sie ihre roten Backen wieder beisammen haben und neu gestärkt den Winter daheim wieder aushalten können. Das ist deutlich? Nicht? Und wenn du dir's recht überlegst,

dann ist es eigentlich eine sehr edle, gemeinnützige Sache, solch ein Haus zu bauen. Oder nicht?"

Die Nixe dachte nach. „Sage mir," begann sie nach einer Weile, das Haupt in die Hand gestützt, „heißt solch ein Haus vielleicht Hotel?"

Sebastian schlug lachend die Hände zusammen. „Woher weißt du denn das?!"

„Im Sommer kommen hier zuweilen Menschen herauf, die den Karpfensepp schelten, weil seine Hütte kein Hotel ist."

„Da haben die Leut' sehr recht, das weiß der liebe Himmel! Aber der arme Sepp kann nix dafür! Der ist nicht dazu geschaffen, der Entdecker des Güldensees zu sein!"

„Entdecker?"

„Freilich! Für die andern alle, für die armen Kranken, für die blassen Stadtleut'! Als ich hierher kam, hatt' ich sofort die Idee! Du mußt nämlich wissen, hohe Frau, mein Höchstes war von jeher, ein Hotel zu besitzen!"

„Jetzt versteh' ich dich! Du willst also hier ein solches Haus bauen?"

„Das möcht' ich für mein Leben gern! Denn schau', mir wird ganz schwindlig, wenn ich dran denk' — ein Hotel am Güldensee! Das gibt eine zweite Goldquelle, und der Drache davor werd' i ch!"

„Das versteh' ich wieder nicht. Aber ich sehe jetzt ein, daß du einen edlen und großen Wunsch hast. Kranke heilen, nicht wahr? Unglückliche

glücklich machen? Durch unser reines Wasser? In unserer starken Luft? — — Nur vor einem will mir etwas bange werden: Es war so still bisher am Güldensee. Wenn dein Haus erbaut ist, werden wohl viele Menschen herkommen? Du mußt nicht denken, daß ich etwas gegen die Menschen habe. Wie sie sein können, seh' ich ja jetzt an dir. Denn wie der Karpfensepp und sein Weib sind wohl die wenigsten."

„Ich bitt' dich, die schmutzigen Bettelleut' — —"

„Ich denke jetzt auch an die Menschen aus früheren Sommern. Sind alle so hastig und sonderbar gekleidet? Schreien sie alle so und lärmen, weil sie am Güldensee sind?"

Sebastian lachte. „Aber ich bitt' dich! Die paar Kommis auf Urlaub, die du bisher gesehen hast! Die haben gewiß gejodelt und nach Schweiß gerochen, daß ihr euch alle im Wasser versteckt habt! Nein, nein, nach denen kannst du die Leut' in einem großen Hotel nicht beurteilen! Ich beabsichtige ein Haus ersten Ranges! Ich will die vornehme Welt hierherziehen! Leut', die ein Geld haben und das Maul halten! Hier soll sich die Haute volée von Wien ein Rendez-vous geben! Der Güldensee hat das Zeug dazu!"

„So komm'!" Sie erhob sich und ergriff seine Hand, um ihn emporzuziehen.

Er zitterte wieder. „Wirklich? . . ." Noch glaubte er es nicht.

„Meinst du, daß ich lüge?"

„Nein, nein! Aber ich unterscheid' halt Wirklichkeit und Traum!"

„Ich nicht!"

„Ihr Glücklichen! Also, in Gottes Namen denn! Bet' für mich, Mutterl!"

Es geschah ihm etwas Wundersames, aber er begriff es nicht, er konnte weder zeitlich noch örtlich Übergänge feststellen. Die Hand der Nixe, die kleine, zarte, silberfeine Hand, zog ihn mit Riesenkraft. Es ging durch einen Schwall von Wasser, ohne daß er zu ersticken fürchtete, an sonderbaren, funkelnden Seetieren vorüber, durch einen Wald von Schlingpflanzen. Dann traten sie durch drei nachtschwarze Tore, und durch nachtschwarze Gänge schritten sie, über feuchtes, bröckelndes Gestein, lange, lange. Bis endlich, weit hinten, ein Schimmer sichtbar wurde. Kein Tagesschimmer, nicht das Gold der Sonne leuchtete da. Dem leblosen Golde des Erdkerns strebten sie entgegen, und schließlich umfing sie sein rötlicher Rauch.

„O, heißes Gift! Ja, hier ist Gold, das fühl' ich!" flüsterte Sebastian.

„Sprich nicht", bat Freia. „Kein Wort. Sonst ist dein Leben zu Ende. Beiße die Zähne fest aufeinander. Nur noch wenige Schritte, dann kannst du stehen bleiben. Dann handle ich für dich."

Er gehorchte und flehte im Innersten um Rettung, Rettung, nicht um Reichtum. Schlotternd blieb er stehen. Zunächst sah er nur einen Feuer-

schwall, der gigantisch loderte und ihn zu erfassen drohte. Dann aber erkannte er eine feste, ruhende Masse darin. Der goldschuppige Drache war es. Neben seinem furchtbaren Haupt floß aus schwarzem Gestein wie flüssiges Licht die Quelle. Sie legte nur einen kurzen Weg im Sichtbaren zurück. Nach wenigen Metern nahm die Erde sie schon wieder in sich auf, und sie verschwand in neue Unendlichkeiten. Sebastian taumelte. Der Drache sah ihn und sprühte ihn mit seinen grünen Fackelaugen an. Er wähnte sich verloren. Doch Freia trat vor ihn hin, und mit beiden Händen eine ungeheure Muschel schwingend näherte sie sich dem Scheusal, wie einem bösen Hund, der an sie gewöhnt war.

„Will sie ihn füttern?" war Sebastians erster Gedanke. „Um ihn zu beruhigen?"

„Geralt!" rief Freia. „Ich grüße dich, alter Spielkamerad! Wir haben uns lange nicht gesehen!"

„Was willst du, liebe Nichte?" brummte der Drache.

„Gib mir Gold!"

„Weshalb?"

„Ich möchte damit spielen. Ich langweile mich so im Güldensee."

„Was will der Mensch? Du hast ihn heruntergeschleppt!"

„Der Mensch? . . . O, der! . . . Laß dir's verraten, Geralt. Mit dem spiel ich auch. Ist er nicht hübsch? Wenn ich ihn nicht mehr mag, ertränk' ich ihn."

Der Drache grinste. „Mit Gold und Menschen spielst du ... Nimm nur. Aber schnell. Damit ich das blöde Gesicht nicht mehr sehe."

„Der Arme. Ich fürchte, ich bekomme ihn nicht lebend wieder ans Licht."

„Dann wirf ihn mir doch lieber gleich ins Maul. Ich habe noch nicht gefrühstückt."

„O nein, du Schlemmer! Daraus wird nichts! Nein! Das ist mein Leckerbissen!"

Hastig und doch nicht so ängstlich, daß sie ihre wahre Absicht verraten konnte, ließ Freia während dieser Worte ihre Muschel voll Gold laufen. Dann dankte sie dem Drachen, der sie zärtlich betrachtet hatte, trat zu Sebastian zurück und riß ihn wieder in den schwarzen Gang. Jetzt leuchtete aber die Glut des geraubten Goldes darin, und dem Menschenherzen wurde es allmählich leichter. Sobald Sebastian Mut schöpfte, kam ihm auch die Klarheit seines Wesens zurück, und da er das fabelhafte Glück verwirklicht sah, bestürmten ihn alsbald auch böse, giererfüllte Gedanken. ‚Wenn ich sie ganz in meine Gewalt brächte! Daß sie mir täglich, stündlich in die furchtbare Grotte steigt und Gold fördert, soviel ich will! Sie ist ein Weib und liebt mich! Arglos ist sie! Wenn ich ihr drohe, sie zu verlassen, kann ich alles von ihr haben! Das Gold, das unten fließt, macht mich reicher als ein Nabob. Ich werde der mächtigste Mann auf

der Erde. Kein Hotelier! Wie lächerlich! Ich werde ganz andere Dinge gründen! Und wenn ich genug habe, lasse ich sie in ihrem See sitzen!'

So tobte es in ihm, während er eilig neben seinem Schutzgeist weiterschritt. Als sie aber Hand in Hand durch das gurgelnde Wasser aufwärts stiegen und endlich, endlich wieder das Blau des Himmels über sich erblickten, vergaß er sein böses Trachten, und überwältigt, nun erst ihrer Güte und Schönheit ganz bewußt, sank er auf festem Boden zu Freias Füßen. Erschüttert weinte er lange. Sie sah auf ihn herab und streichelte sein tief geneigtes Haupt. Dann sagte sie sanft: „Ermanne dich. Alles ist gut gegangen. Wenn du mehr brauchst, hole ich mehr. Da du mir jetzt glauben wirst, werde ich auch ohne dich in die Grotte steigen. Sieh her — das Gold ist schon erstarrt. Nun schaff' es fort, daß die Fischersleute dich nicht überraschen."

Er betrachtete scheu die schimmernde, bröcklige Masse. Ruhe und Fassung kamen jetzt über ihn. Er wollte der Retterin würdig bleiben und nur nach der Erfüllung seines ersten Wunsches ringen. Ermaß er denn, was der schon für ein märchenhaftes Glück war? Ein Hotel! Sebastian Besitzer eines Hotels! Aber noch etwas Anderes und Höheres meldete sich in ihm und ließ die bessere Seite seines Wesens siegen. Das wunderbare Weib vor ihm, das alles für ihn tat — wie freute ihn seine Liebe. Welche Wonnen, unermeßlich, von keinem Manne genossen, erwarteten ihn. Er schauderte vor sich selbst zurück. Was war er? Was war sie? — — —

Er näherte sich ihr und verneigte sich tief, in edler Haltung. „Dank", sagte er leise.

Sie lachte. „Danke mir damit, daß du hier bleibst! Weiter will ich nichts! Ich will die Zeugin deines Glückes werden! Wann sehe ich Dich wieder?"

„Morgen!"

„Hast du einen Namen? Wie nennt man dich?"

„Sebastian."

„Wunderlich, aber schön. Sebastian. Ich heiße Freia."

Er starrte sie an und führte ihre Hand zum Munde empor. Dann drückte er mit heißen Lippen einen Kuß darauf. Seltsam schloß sich in diesem Augenblick der Ring ihrer alten Gefühle zusammen. Antwort! Jetzt kam sie ihr näher. Näher in verwirrender Macht und Glut.

Ihr Antlitz brannte — sie riß sich los. Doch war er ihr nicht gram, sondern jauchzte darob, der Rätselhafte, und eilte wie ein Sieger mit dem Goldschatz heim.

Freia aber kehrte in ihren See zurück. Sie wollte auf der Sandbank ruhen, Kühlung und Schlummer suchen. Den hätte sie freilich nicht gefunden, wenn sie den alten Glotz bemerkt hätte, der schon Zeuge ihres Abschieds von dem Menschen gewesen war und jetzt mit einem traurigen Seitenblick an ihr vorüberglitt.

Drittes Kapitel

„Weißt du auch, daß ich viel für dich getan habe?“ fragte Freia am nächsten Abend ihren Schützling, nachdem sie lange geplaudert hatten. „Ich habe zum erstenmal gelogen.“

„Warum denn? Weil du dem ekelhaften Drachen da unten was vorgemacht hast? Der lügt doch auch!“

Sie schüttelte ernst den Kopf. „Nein, Sebastian. Weißt du nicht — es gibt kein Tier, das lügt.“

„Erlaube. Wir zwei sind halt keine Tiere.“

„Ich bin es mehr, als du denkst. Aber laß. Erzähle mir lieber von deinen Plänen.“

Er mußte erst ein leises Frösteln überwinden, das ihn zuweilen in ihrer Nähe ergriff, auch in Augenblicken, wo er sie ganz herzlich und menschlich lieb hatte. Er stützte den Kopf in die Hand und besann sich. Sie betrachtete ihn dabei mit großen, fragenden Augen. Litt er? Die

erste Grazie und Frische, die er gehabt, bevor er sie kennen gelernt hatte, war fort. Er überlegte und rechnete nur immer, mit starrer, geröteter Miene. Doch alles, was er als Ergebnis aussprach, hatte Hand und Fuß. Er wußte schon den schönsten Bauplatz am See, er kannte den richtigen Architekten, und was in das fertige Hotel hineingehörte, sprach er so selbstverständlich aus, als ob er ein gewiegter Wirt und Unternehmer wäre. Freia begriff zwar das meiste nicht in seinen sprudelnden Reden, bat ihn aber nicht mehr um Erklärungen, da sie den ohnehin Überreizten nicht noch schwerer beladen wollte. Ihr war es nur holde Musik, dieses seltsam bunte Nachrichtengewirr aus dem unbekannten Menschenleben, dem sie sich verwandt fühlte. Oft genügte es ihr, nur den Klang zu hören, das Spiel seiner lebhaften Züge zu betrachten und zu wissen, daß sie es ihm gegeben hatte, was ihn so glücklich machte. Freilich — das Dunkelste in ihr wurde nicht heller. Die Antwort blieb unbefriedigt. Sein Handkuß, der ebensoviel Wonne wie Schmerz in ihr aufgerührt, wiederholte sich nicht. Er wagte es nicht mehr, sie zu küssen, von Ehrfurcht und von etwas andrem noch, was nur Furcht war, ohne Ehre, bedrängt. Sie aber, die jetzt oft in ihren grünen Wasserspiegel sah, glaubte, daß er den Schimmer ihrer jungen Glieder, den Duft ihres blühenden Körpers, das Leuchten ihres Goldhaares gar nicht beachtete. Sie hütete sich, ihre dumpfe Traurigkeit darüber zu stark werden zu lassen, um nicht unaufmerksam für seine begeisterten Reden zu werden. Sein Tadel hätte sie verstört. Über-

haupt war sie seiner nie ganz sicher. Jeden Abend bangte sie sich von neuem, ob er wiederkommen würde. Und als er eines Tages ausblieb — er war auf einen hohen Berg gestiegen, um einen Überblick über das Land zu gewinnen, erklärte er ihr später — da faßte sie schon den angstvollen Entschluß, ihn durch den Überfluß dessen, was ihn zu ihr geführt hatte, ganz an sich zu fesseln. Sie wollte sich ihm zum Frondienst verdingen, täglich zur Goldquelle hinuntersteigen, den Drachen, wenn es sein mußte, erschlagen und unendliche Schätze fördern, nur um seiner gewiß zu sein. Doch kaum war ihr dieser Gedanke gekommen, als sie auch schon die Pein seiner tiefen Erniedrigung empfand. Sie wußte, daß sie ihrer und seiner Seele damit Unrecht tat. Aber wie, das begriff sie so wenig, wie die Bedeutung des Goldes für den Menschen. Als er ihr dann am nächsten Abend wieder gehörte und sie seine geliebte Gestalt in ihren Armen von den Mühen des Tages ausruhen ließ, gelobte sie sich insgeheim, die böse Macht des Goldes zu überwinden und ehrlich zu bleiben, wie sie immer gewesen war. Dies erschien der reinen Kraft ihres Herzens als der richtigste Weg zu seinem Besitz, und sie glaubte mit einem solchen Entschluß dem Menschentum ihrer Natur entscheidend näherzukommen.

Er bat sie um Urlaub, da er nach Wien müßte, um das große Werk vorzubereiten. Wien! Er hatte ihr viel von diesem Ding erzählt, das für sie zum Begriff der großen Stadt wurde. Wenn man ihn dort festhielt. Die Menschen den Menschen. Hatte sie dort noch Macht über ihn?

Aber sie glaubte seinen Schwüren. Nicht weil sie so emphatisch waren, sondern weil ihr unmittelbarer Scharfblick erkannt hatte, daß ihm gar nichts anderes einfallen konnte, als zu ihr zurückzukommen. Am Güldensee war seine Zukunft, seine neue Heimat. Nur daß er sie mit der Absicht beruhigte, sie in Wien zu verleugnen, nirgends einzugestehen, woher sein Reichtum stammte, das schmerzte sie anfangs. Sie ließ es ihn nicht merken, um nicht wieder die wohlfeile Entschuldigung ihrer Unbegreiflichkeit für andere Menschen zu hören. Dahinter steckte bei ihm noch etwas anderes, etwas, was er nicht zu sagen wagte. Sie war nicht nur unbegreiflich für seine Brüder und Schwestern, sie war ihnen auch furchtbar und eine schuldlose Feindin ihres Glaubens. Umsonst hatte sie Sebastian versichert, daß sie das innigste Bedauern für die Leiden des Gekreuzigten empfände. Daß sie zwar nicht begreife, warum die Menschen das Bild des Schmerzes statt seiner Vergessenheit verehrten, wohl aber das Höchste der Menschen, so wie sie jetzt wären, darin erblicken könne. Sobald sie auf diese Dinge kam, wurde Sebastian blaß und verhielt sich seltsam ablehnend. Als suchte er nach einer Schranke zwischen sich und ihr, die er sonst nicht brauchte. Es war nicht recht von ihm, daß er sie an seinem Heiligsten oder doch an dem, was er am meisten fürchtete, nicht teilnehmen ließ. Aber sie verstand ihn wohl als M e n s c h e n noch nicht genug. Sie hoffte auf die allmähliche Klärung der Zeit. Einst würde er darüber lächeln, daß er sich ihrer geschämt hatte, und tiefer blicken als seine

kurzsichtigen Brüder. Nun log er um ihretwillen in Wien. Aber hatte sie nicht auch um seinetwillen den Drachen belogen? — —

Sie ließ ihn ziehen. Kaum hatte sie ihm zum letztenmal gewinkt und tränenden Auges sein Verschwinden am Felsenvorsprung der Talstraße beobachtet, als sie sich schon von ihrem alten Oheim angerufen hörte. Glotz mußte den Aufpasser gespielt haben. Nun war er plötzlich da und machte ein unschuldiges Gesicht. Das ärgerte sie.

„Bist du es, Glotz?"

Der Karpfen lächelte mit schief gezogener Schnute. „Habe ich mich so verändert, Freia?"

„Nein, nein. Ich auch nicht."

„Das freut mich."

„Du kommst zu einer ungewohnten Zeit."

„Jetzt kommt dir niemand recht. Meine Kinder haben sich bitter beklagt und die Enten, sogar die Libellen. Du kennst sie nicht mehr. Du bist wie eine der stolzen Wildfrauen, die zuweilen von den Bergen niedersteigen, den See nur als Bad benützen und verschwinden. Nun, heute blickst du ja freundlicher drein. Wird es jetzt anders? He? Ist die Luft endlich rein?"

Freia ließ sich auf den Baumstamm nieder, der Sebastian täglich getragen hatte. So fühlte sie seine Nähe. Das gab ihr Mut und Entschlossenheit. Glotz mochte noch so selbstsicher seinen dicken Kopf aus

dem Wasser stecken und sie anstarren — sie war hoch über ihm, und die zierlichen Füße übereinander schlagend, wickelte sie sich fest in den goldenen Mantel ihrer Haare. Stolz blickte sie auf ihn nieder. „Oheim, du meinst den Menschen, nicht wahr? Mit dem du mich täglich gesehen hast? Ich verleugne ihn nicht. Ich liebe ihn und will ihm zu seinem Siege verhelfen."

„Zu was für einem Siege?" fragte der Karpfen behutsam, doch kaum seine Erregung meisternd.

„Das wirst du schon sehen."

„Freia, ich bitte dich bei Wodans, deines Ahnherrn, Haupt, zu was für einem Siege?!"

„Und wenn du alle entschwundenen Götter Walhalls anrufen würdest — ich sagte es dir nicht!"

„Wirst du Christin?"

„Was ist das?"

„Du weißt es nicht und liebst einen Menschen?"

„O, nun weiß ich, was du meinst! Nein, törichter Fisch, ich bleibe, was ich war."

„Und ich, du Kobold, du arges, falsches Zwittergezücht, ich werde erfahren, was dein Freund hier vorhat!"

„Gedulde dich nur ein wenig! Hindern wirst du es nicht!"

„Das wollen wir sehen!"

Er tauchte unter und verschwand. So schieden sie zum erstenmal in Feindschaft.

Es tat ihr leid. Aber sie fühlte, daß es nur der Anfang war vom neuen Leben. Sie mußte mit vielem brechen, um vieles zu gewinnen. Was wußte solch ein Fischkopf? Später versöhnte sie ihn schon wieder und das andere einfältige Wasservolk auch. Wenn sie nur Geralt, den Drachen gewann. Der gewaltige Hüter des Goldes war der einzige, den sie fürchtete. Einmal hatte sie ihn betrogen — wie stellte sie es die anderen Male an? Denn Sebastian brauchte mehr Gold, viel mehr, als die erste Muschel getragen. Das hatte er ihr noch wie eine Mahnung kurz vor dem Abschied gesagt. Jetzt fand sie ja Zeit, ihren Kriegsplan zu überdenken. Niemand kümmerte sich um sie — sie wurde gemieden. So rächte sich Glotz. Mit Bitterkeit empfand es Freia, daß sie als Verräterin galt, ohne etwas verschuldet zu haben. Sie konnte es nicht als Schuld ansehen, für den Geliebten alles zu tun, was in ihrer Macht stand. War das, was Liebe hieß, etwas Höheres und Stärkeres, als was Tiere empfinden konnten, so sollte es sich auch erweisen und sie befreien aus dem dumpfen Banne der Tierheit. —

An einem Junimorgen kehrte Sebastian zurück. Äußerlich verändert umarmte er Freia. Seine Kleidung war auserlesen, sein Körper wundersam duftend und gepflegt. Er hatte eine stolze, selbstsichere Haltung bekommen und erzählte ihr mit lebhafter, etwas fremd klingender Stimme,

daß er diesmal nicht allein gekommen sei. Der Architekt sei mitgekommen, ferner sein Bruder aus Wien und ein sehr begüterter Herr, den er an seinem Unternehmen beteiligen wolle. Freia interessierte sich nur für den Bruder. „Den will ich sehen!" rief sie, in die Hände klatschend.

„Gern, gern", erwiderte er zerstreut. „Aber er sieht mir nicht ähnlich. Mein Papa hat ihn mitgeschickt, weil er sein Mißtrauen nicht los werden kann und doch das Geschäft nicht versäumen möchte. Verstehst du?"

„Nein", sagte Freia kleinlaut.

„Ist auch egal. Die Hauptsache ist jetzt der Riedel, mein Architekt. Ich sag' dir, der Riedel ist ein Mordskerl."

„Was ist das?"

„Sapperlot, so kommen wir nicht weiter! . . . Verzeih' mir! Ich bin ein bißl nervös! Also jetzt geschwind das Wichtigste, Freia: Ich muß wieder Geld haben!"

„Gold?"

„Ja, ja! Wir fangen sofort mit dem Bau an! Übers Jahr soll er dastehn! Nun, wirst du's schaffen?"

„Gern."

„Das ist gescheit. Da fällt mir ein Stein vom Herzen. Wann krieg' ich's?"

„Warte ein wenig."

Sie machte sich von ihm los und verschwand. Er war von der schnellen Erfüllung seines Wunsches ganz verblüfft, dann aber fühlte er, daß sie etwas verletzt gewesen, und zu seiner Reue gesellte sich Mißtrauen. Wie, wenn doch alles Spuk war? Wenn sie ihn jetzt täuschte und nie mehr zum Vorschein kam? Jetzt, wo er alles eingefädelt hatte, dem Ziele ganz nahe? — — Das Herz stockte ihm, und er starrte unverwandt auf die silbernen Wasserblasen, die an der Stelle aufstiegen, wo die Nixe verschwunden war. So hatte er seiner Winzigkeit eine furchtbar bange Stunde zu danken. Endlich rauschte es im Wasser, und Freia erschien, mit ernster Miene ihm die Muschel mit neuem Golde bietend. In überströmender Dankbarkeit befragte er sie, wie es diesmal gegangen sei. „Nicht leicht", erwiderte Freia. Erschrocken sah er ihr Antlitz bleicher als eine Perle werden. Nichts verriet sie ihm sonst und hatte es doch schwer gehabt, o, zum Verzagen schwer, schon beim zweiten Male. Der Drache hatte sie mit boshafter Erwartung kommen gesehen. „Willst du wieder Gold?" war seine erste, schnarrende Frage. „Für den Menschen?"

„Nicht für den Menschen, lieber Geralt. Für mich."

„Nun gut, du sollst es haben. Aber gib mir zum Lohn dafür den Menschen."

„Das kann ich nicht!"

„Gefällt er dir so sehr?"

„Er mißfällt mir nicht."

„Oho, du verstehst dich aufs Lügen! Meine Schlangen haben mir erzählt, daß du täglich dein Stündchen mit ihm hast!"

„Ich verachte dein Gewürm!"

„Und mich!"

„Nein, Geralt!"

„Beweise mir's!"

„Ich verachte kein Wesen, das ich verehre!"

„Du schmeichelst mir um des Menschen willen!"

„Leb' wohl! Du siehst mich niemals wieder."

„Halt! Noch einmal fülle deine Muschel! Doch dann nie mehr! Nie mehr! Verstehst du? Nie!"

Er hatte seinen furchtbaren Rachen aufgetan, zum Beweise, daß er auch ihrer nicht schonen würde. Fast vergangen war sie in der höllisch grimmigen Glut. Rasch aber hatte sie dennoch die Schale gefüllt und mit kurzem Dank den Rückweg beschritten. Nun war sie wieder bei Sebastian und wußte nicht, ob sie beim drittenmal wiederkehren würde. Er aber achtete angesichts des Goldes nicht auf ihre Angst und Hinfälligkeit. Im glücklichen Bewußtsein der unfehlbaren Helferin küßte er sie schnell und entfernte sich mit dem Schatz, für den Abend sein Wiederkommen versprechend. —

Am Güldensee wurde es lebhaft. Die Männer aus Wien spazierten beständig auf den Uferwegen umher und besichtigten alles, wie Händler

eine ausgebreitete Ware. Mit stummem Staunen lauschten die Tiere im See auf ihre erregten, unverständlichen Debatten. Sebastian führte das Wort. Der Architekt und der Kapitalist waren ernste, scharfsinnige Zuhörer, während Franzl, Sebastians Bruder, dessen Reden und Aussehen so albern wie seine Kleidung waren, immerfort störte. Er krähte zwecklose Zwischenbemerkungen, die er für witzig hielt und allein belachte. Überhaupt lachte er immer, und das runde Stück Glas, das er in die Falten des rechten Auges klemmte, fiel ihm beständig auf den Bauch hinunter. Freia hatte zuerst den Architekten für Sebastians Bruder gehalten und war ganz entsetzt, als sie ihren Irrtum einsah. Auf Franzls persönliche Bekanntschaft verzichtete sie — sie hatte eigentlich Sebastian bitten wollen, den Bruder in sein Geheimnis einzuweihen. Jetzt blieb sie den ganzen Tag allein. Nur gegen Abend kam die eine selige Stunde, da der Freund ihr gehörte. Sie hatte eine Frage an ihn, die sie immer wieder verschob, weil sie ihn zu verletzen fürchtete. Sobald aber Franzls Gemecker von der Fischerhütte herübertönte, kam sie ihr auf die Lippen: wann wird es wieder still am See? — Es war seltsam — sie freute sich an seiner Freude, sie erregte sich durch seine Erregung, aber was er vorhatte, blieb ihr doch fremd. Sie wagte ihm nicht einzugestehen, daß sie sich fürchtete — nicht vor ihm, sondern vor den anderen Menschen. Wann wird es wieder still am See? — Sie hatte die Empfindlichkeit der Tiere, die von den Menschen für so unempfindlich gehalten werden. Was ihren

Gehörnerven gemäß war, Wind und Wetter, konnte noch so heftig brausen — sie schlief wie in Mutterarmen dabei ein. Jeder künstliche Lärm aber wurde ihr zur Qual und Geißel. Was tut ein Mensch, aus seinem Element gerissen? Er stirbt nicht, sondern wird gewöhnlich und findet sich ab. Das kleinste Fischlein aber, auf den Sand geworfen, zuckt in namenloser Pein und verendet schnell. Freia mußte, als es immer lärmender wurde, als täglich neue Menschen heraufkamen, mit schwer beladenen Fuhrwerken und seltsamen Geräten, mehr als an sich selbst an die Fische denken. Alle, die ihr jetzt grollten, verbargen sich tief im Grunde und sahen die Sonne kaum. Es stieg etwas Böses, ein dunkler, warnender Ruf an jedem Abend aus der Tiefe zu den Ohren der Nixe empor. Wie klangen die Laute? Sie glaubte sie schließlich zu verstehen. ‚Du hast uns ausgeliefert' . . . Wenn nur Glotz nicht käme und ihr ins Gesicht sagte, was ihre böse Leidenschaft getan. Freia duckte sich angstvoll zusammen und hielt sich die Ohren zu. Dann endlich kam Sebastian. Aber ihre Frage stellte sie nicht. —

Bald zweifelte Glotz nicht mehr, ob er zuviel befürchtet hatte. Der Zweck des Menschen konnte nicht länger ungewiß bleiben. Der größte und schönste Bezirk des Ufers wurde zum Bauplatz. In Baracken hausten zahlreiche Arbeiter, und Karpfensepps Hütte, die von den Tieren jetzt fast geliebt wurde, nahm sich recht heimatlos in dem Getriebe aus. Nicht lange mehr konnte das verwitterte Zeichen der alten Zeit standhalten.

Aber auch außerhalb des Bauplatzes wurde vieles um und um geworfen. Mächtige Jahrhundertbäume wurden gefällt und weinten ihr stummes Harz aus den Stümpfen. Wege hackte man in die zottige Moosdecke des Waldes. Eine Quelle, die seit Ewigkeit in den See niederrann, wurde in eiserne Röhren gefangen, zum Bauplatz abgeleitet und dort mit Eifer besudelt. Auch den Karpfensepp schien der allgemeine Wahnsinn ergriffen zu haben. Er zimmerte seinen alten Kahn zurecht, der seit Jahren am Ufer faulte, und fuhr die Männer auf dem See umher, den nie behelligten Fischen einen gewaltigen Schrecken einjagend. Ja, es geschah sogar, daß der ehrwürdige Glotz, der nicht rasch genug ausweichen konnte, mit dem schweren Ruder eins auf den Kopf bekam, so daß er kläglich verbunden umherschwimmen mußte. Von seinem Schimpfen hallte der ganze See wider. Fresser, der Hecht, aber machte sich in diesen Tagen zum erstenmal beliebt. Als Franzl, Sebastians Bruder, bei dem Bootfahren zum allgemeinen Ärger nicht aufhörte, die wundervollen, jungfräulichen Seerosen abzurupfen, näherte sich der Frechling, der unauffällig wie ein Krokodil aussehen konnte, seiner tauchenden Hand. Eben erklärte der Wiener wieder, ‚die scheenen Blumerln bringe er dem Fräulein Stephanie', als der Hecht auch schon heftig in seine gierigen Finger biß. Laut schrie der Rosenpflücker und wollte das Ungeheuer mit dem Ruder erschlagen. Doch hatte er nur den Erfolg, daß die allzu hastige Bewegung Karpfensepps zerbeulten Hut abriß, und die Scheltworte des

Fischers, der kein Blatt vor den Mund nahm, auf den Wiener sich entluden. — —

Im Spätherbst wurde der Rohbau vollendet. Mit fieberhaftem Fleiß arbeitete man darauf hin, das Hotel bis zur Winterpause so weit zu haben, daß im Frühling sofort die innere Ausstattung begonnen werden konnte. Der nächste Sommer sollte schon die feierliche Eröffnung bringen.

Sebastian blieb bis zum letzten Arbeitstage zur Stelle. Sein Bruder, der sich zu verkühlen fürchtete, war schon lange nach Wien abgereist. Auch der Kapitalist wollte erst zurückkehren, wenn es am Güldensee komfortabler wurde. Sebastian war eigentlich reich genug, um ohne das Geld dieses Menschen auszukommen. Er benützte ihn nur als Strohmann, damit sein Vermögen, das von der Börse stammen sollte, nicht noch rätselhafter erschien. Als Mann der Ordnung, der seine Zeit einteilte, nahm er Abschied vom Güldensee, sobald Freia sich anschickte, ihre Grotte zum Winterschlaf aufzusuchen. Am ersten Mai, wenn sie schon munter war und der See vom Eise befreit, wollte er wiederkehren. Sie küßte ihn zum letztenmal und sah ihn mit großen, fernen Augen an. Die Lider waren ihr schwer — weder fremde Bitte noch eigene Leidenschaft konnten jetzt den alten Naturdrang hemmen, der sie schlafen ließ, schlafen bis zum Frühling. Sebastian blieb noch lange im Bann der süßen, trägen Schönheit, in der er sie zuletzt gesehen hatte, und als er allein war, schien ihn noch einmal die Kraft seines Geistes verlassen zu wollen, angesichts des

ungeheuer merkwürdigen Schicksals, in das er verstrickt worden. Als er die Nixe nicht mehr vor sich sah, drohte ihm die ganze Verwirrung seines nüchternen Menschentums, und er lachte wild vor sich hin, wenn er an ihre eisige Ruhe und das Weltstadttreiben, das ihn im Winter erwartete, dachte. Dann aber biß er die Zähne zusammen und klärte sich endgültig durch den Gedanken, daß Freia ihm vor ihrem langen Schlummer einen gewaltigen Vorrat Gold gefördert hatte. — —

Nun schlief der See. In der Tiefe träumten die entschwundenen Wesen von einem großen Glück und wußten nicht, daß dieser Wintertraum es war. Freia war an der Brust des Geliebten, wie sie ihn sich geschaffen hatte, eingeschlafen. Es rieselte silberweiß auf Berge und Bäume, unaufhaltsam. Diese reine, tiefe Schlummerdecke blieb treu. Der Rohbau des Hotels ragte seltsam, wie eine schmerzliche Ruine, aus ihr empor. In einer Baracke neben ihm war Leben. Rauch quoll aus dem Schornstein, und die Winterwächter vertrieben sich mit Kartenspiel die Zeit. Sie hatten auch den Karpfensepp mobil gemacht. Während sein Weib grollend in ihrer einsamen Hütte blieb und Fische dörrte, hockte der Alte bei den Städtern, lernte Schnaps trinken und torkelte im Mondschein singend nach Hause.

In einer tiefen Uferrinne hatte Glotz senior es sich bequem gemacht. Er durfte sich so nahe ans Land wagen, denn er war geheiligt, ihn fing man nicht. Er fand nur wenig Schlummer. Seine dunklen,

quälenden Gedanken verließen ihn nicht und nahmen ihm die ersehnte Winterruhe. Er liebte Freia, wie nichts anderes im See. Er zwang sich immer wieder, ihr nicht zu zürnen, sondern sie zu verstehen. Daß sie den Menschen liebte, war ihm klar, und was die Liebe dieses reinen Kindes vermochte, auch. Aber wie hatte sie ihn reich gemacht? Von ihr mußte die Macht stammen, die den Tölpel plötzlich begabte, aus dem Güldensee ein Menschenmischmasch zu machen. Gloß war ein erfahrener Karpfen — er kannte Fische aus anderen, fernen Gewässern, ja, er war sogar mit einem Seefisch verschwägert. Diesem Schwager dankte er die Kenntnis, was es mit einem Hotel für eine Bewandnis hatte. Er unterschätzte die Gefahren wahrlich nicht. Am meisten graute ihm vor der Küche der Menschen. Er sah ein furchtbares Massenmorden kommen, wenn die Gefräßigen Lust auf die leckeren Besitzer des Wassers verspürten. Was war der Karpfensepp dagegen — ein Hotel verwüstete alles. Aber noch war Gloß bei Kräften. Noch konnte er der Zukunft gefaßt entgegensehen. Er wollte das Getier des Sees organisieren — sie sollten eher ins Wasser stürzen, die Räuber, und elend ersaufen, als seine Lieben für ihre Schlachtbank gewinnen.

Nur daß Freia an all' dem schuld sein sollte — das blieb ihm ein brennender Schmerz. Er hatte die Schlangen von einer Goldquelle unter den Bergen erzählen hören. Aber die Schlangen schwelgten immerfort in glitzernder Phantasie — ihr Bericht war nicht zuverlässig. Gloß war

schließlich nur ein alter Fisch — er glaubte nichts anderes, als was er vor sich sah. Er grübelte und grübelte, während es sich über ihm hart und frostig zusammenzog. Jetzt kam die lange Nacht. O, schlafen wollte er, schlafen. Und seine letzte Bitte war, daß sein liebes Nixenkind, was sie auch für ihre Leidenschaft begehen würde, nicht ihr Opfer werden möchte. — —

Mit dem Frühling kam der Lärm zurück. Als der Himmel blaute und es warm wurde, merkte das erschrockene Getier stärker als je, daß es wach geworden. Der selige Gruß an das Licht und das neu gewonnene Leben blieb ihnen in der Kehle stecken. Um Glotz scharten sich ängstlich Kinder und Kindeskinder. Diesmal grüßte er die Nixe nicht, was immer sonst die eigentliche Frühlingseinweihung gewesen. Diesmal bot er ihr nicht seinen moosigen Rücken, um mit ihrer jungen Schönheit den Triumphritt an den Ufern entlang zu machen. Drüben war es überall laut und gefährlich. Schwitzende, fluchende Handwerker trieben ihr Wesen, mächtige Kisten wurden aufgebrochen und entladen. Ein Gewirr von absonderlichen Geräten schleppte man in das ausgetrocknete, stolze Gebäude. Alles wurde dekoriert und mit zauberhafter Schnelligkeit instand gesetzt. Sogar ein Garten ließ sich kurz entschlossen ‚gründen'. Wo nichts wuchs, setzte man einfach Waldbäume ein, die es sich gefallen lassen mußten, unter Schmerzen von ihren alten Wurzelfasern gerissen zu werden.

Freia hielt sich, teils beschämt, teils mit dem trotzigen Entschluß, nicht wieder schwach zu werden, im Schilf verborgen. Der Frühling, auf den sie sich, in Sehnsucht erwachend, gefreut hatte, war es nicht — das sah sie. Aber sie wollte auch nicht mit den unverständigen Tieren greinen. Lieber ganz einsam des großen Augenblickes harren, da e r zurückkam, der M e n s ch, der hier zu befehlen hatte. Sebastian kam und war ganz glatte Geschäftigkeit. Auch seine Liebesbeweise für Freia waren etwas glatter geworden. Zerstreut, mehr einer Pflicht als einem heißen Wunsche folgend, küßte er sie, täuschte sich aber nicht in der Wirkung der Geschenke, die er ihr mitbrachte. Ein kostbarer Schildkrotkamm entzückte sie, und sie hörte nicht auf, ihn durch ihr schimmerndes Haar zu ziehen. Eine dreifache Perlenkette, die sie freilich mehr als Spielzeug denn als Schmuckstück auffaßte, brachte sie ganz außer sich. Er mußte im Ärger lachen, als er sie dabei überraschte, wie sie die vom Seidenfaden gelösten Perlen mit den Konfitüren mischte, die er ihr in Wien gekauft hatte. Das farbige Gewirr ergötzte sie — das war alles. Sie verstand weder die Leckerbissen zu genießen, noch den Wert der Perlen zu schätzen. Er sagte sich aber, sie darf mit jedem Schatz der Welt spielen, sie ist die einzige auf Erden, die das darf. Das hob auch, da er ihr Besitzer war, sein eigenes Bewußtsein, und er fühlte sich ganz als Dämon, als Welteroberer.

Haus und Garten, Ställe und Spielplätze, Wege und Wasserleitung

— alles wurde bis zum Sommer fertig. Der Architekt war Amerikaner — er potenzierte die gegebene Zeit. Jetzt schwamm eine ganze Reihe neuer, zierlicher Ruderboote auf dem Güldensee umher, und eine feste Landungsbrücke wagte sich weit in das heilige Bereich. Eines Abends stoben die Fische, die sich wieder einmal neugierig bis an die Oberfläche gewagt hatten, in wildem Entsetzen auseinander. Selbst Glotz senior verlor die Fassung und konnte nicht schnell genug in die Tiefe tauchen. Ein unheimlicher Zauber hatte urplötzlich die Nacht zum Tage gemacht. Die an hohen Stangen hängenden Glaskugeln auf der Uferstraße und der Landungsbrücke, über deren Bedeutung man sich schon lange den Kopf zerbrochen hatte, flammten jäh in blendender Glut auf. Riesige Lichtgarben warfen sie rings auf das schwarze Wasser. Nun war auch der Nachtfriede hin. Aber mächtig, mächtig war der Mensch — das fühlten die geängstigten Tiere, sich aneinander schmiegend. Er konnte die Nacht zum Tage machen. — —

Eines Abends kam Sebastian verstimmt zu Freia. Sie fragte ihn besorgt, und er erzählte ihr nach einigem Zögern: „Ich hab' so viel Ärger mit dem Karpfensepp. Der alte Gauner will offenbar ein großes Geschäft machen. Sein Hütterl liegt inmitten meiner Wirtschaftsgebäude, ich brauch' den Platz, aber er will ihn nicht hergeben. Wenn er auf die letzte Preissteigerung nicht eingeht, wend' ich ganz einfach Gewalt an. Da hilft ihm nix. Es muß hinaus, das Fischergesindel."

Freia sah vor sich hin. Sie war um eine Antwort verlegen. Dann aber fuhr ihr doch eine heraus. „Geht das?“ fragte sie schüchtern.

Da begehrte er auf, zum erstenmal, mit erschreckender Heftigkeit. „Liebe Freia, ich muß schon bitten! Ich weiß ganz genau, was geht und was nicht geht! Das weiß man in Wien — am Güldensee offenbar nicht! Adieu! Beruhige dich über das Schicksal eures Ureinwohners — ich laß' ihm droben, möglichst weit fort, ein festes Blockhaus bauen! Damit ich meine Ruh' hab'!“ Er verließ sie und kam am nächsten Abend nicht wieder.

Am dritten versöhnten sie sich. Sebastian war wieder guter Laune, denn der Karpfensepp hatte sich trotz des Widerstandes seiner keifenden Frau mit dem letzten Angebot einverstanden erklärt. Alsbald wurde die ehrwürdige Hütte abgebrochen und zu Brennholz gemacht. Bis das Blockhaus im Walde fertig war, was noch eine gute Weile hatte, brachte man die Fischersleute in einem Stallgebäude unter. Der Mann schien sich an seinem neuen Besitz zu weiden, aber das Weib nannte ihn ein Sündengeld und fluchte den ganzen Tag. Als Sepp wieder einmal betrunken heimkehrte, zerbrach sie ihm in plötzlicher Raserei die Angelruten und zerschnitt sämtliche Netze. Die jüngeren Fische tanzten bei diesem Anblick vor Schadenfreude. Glotz aber sagte düster: „Ihr Toren, freut euch nicht zu früh! Auf zwei Ehrliche werden hundert Unehrliche folgen! Hütet euch vor den n e u e n Netzen und Ruten!“

Viertes Kapitel

Das Kulturkunststück war gelungen. Die ersten Sommertage sahen schon das lebhafteste Treiben am Güldensee. Aus allen Richtungen kamen die Menschen herbei und füllten das Hotel, das rasch zur Mode wurde. Sebastian hatte das Gefühl eines Gärtners, den an einem schönen Morgen alle seine Gewächse mit Früchten begrüßen. Die stürmische Empfänglichkeit für das, was er gesät hatte, rührte ihn tief. Im Sinne des Gärtnergleichnisses wirkten jetzt die hübschen, fein gekleideten Kinder, welche die Uferwege belebten, wie süße, duftende Beeren auf ihn, die eleganten Wiener Frauen je nach Alter und Gestalt wie Rosen, Veilchen, Sonnenblumen, und auch die verschiedenen Gemüsesorten, vom vornehmen Spargel bis zur groben Kartoffel, wußte er zu schätzen. Er pflegte und begoß sie alle mit demselben Eifer. Schnell wußte er Bescheid, wie gut die Ernte im Winter schmecken würde. Sein Vater kam, um das Wunder zu sehen und von dem Anblick gestärkt nach Karlsbad zu reisen. Er war ein grauer,

mühsamer Mann mit mißtrauischen Augen, die über einen Zwicker blickten. Geheuer kam ihm der Triumph seines unzuverlässigen Sohnes nicht vor, aber er sah die Tatsachen und konnte nichts dagegen einwenden. Franzl erschien, tonangebend in Fragen der Eleganz und als Liebling der Hoteljugend. Er nahm dem Bruder die Sorgen für Tennisplätze, Rudersport und Tanzbelustigungen ab.

So wogte es bald und wirrte in tausend Beziehungen. Die hold bewegte Trägheit der Oberfläche. Es wurde viel gelacht und geplaudert, gespielt und musiziert. Die Frischesten widmeten sich dem Bergsport. Führer wurden aus Tirol berufen, und bald war kein Felsen mehr unbetreten. Den Edelweißgarten der Wildfrauen plünderte man rücksichtslos und wunderte sich noch, daß die ärgsten Vandalen vom Nebel verwirrt in die Tiefe geschleudert wurden. Fast ebenso erstaunte man darüber und empfand es als einzigen Mangel des sonst so vollendeten Hotels, daß der Güldensee seinen berühmten Fischreichtum nicht hergeben wollte. Sebastian konnte noch so große, heimtückische Netze versenken lassen — der Ertrag blieb winzig, und das schlaue Gesindel hielt sich in Untiefen verborgen. „Schauen Sie, Herr Wirt," sagte eines Tages ein umfangreicher Kommerzienrat im Namen aller Unzufriedenen, „jeden Tag Fleisch und niemals Fisch an einer vornehmen Table d'hôte — das wird einem doch zuwider."

Sebastian verbeugte sich eilig, die ringgeschmückten Hände reibend.

„Wir haben ja Fische, Herr Kommerzienrat, aber ich bin in der größten Verlegenheit — sie reichen halt nicht für soviel Leut'."

Der Millionär machte ein unzufriedenes Gesicht. „Hm . . . Meine Kinder erzählen mir täglich, daß sie beim Spielen am jenseitigen Ufer die gewaltigsten Karpfen sehen. Und Hechte. Und Aale. Nun? Sie müssen halt weniger bequem sein, Herr Wirt. Glauben Sie denn, daß die Fische sich absichtlich verstecken? Ein Elitepublikum will eine Abwechslung haben."

Der Kommerzienrat wandte ihm den Rücken, und Sebastian fühlte Angstschweiß auf der Stirn. Er sah schon drohende Konkurrenten ihre Fänge in sein Glück schlagen. Abhilfe mußte er schaffen, denn wenn einmal ein reicher Mann aus Wien Fische haben wollte, war nichts zu machen. Dagegen war dem Kommerzienrat die ganze Naturschönheit nichts. Dieses verdammte Gesindel im See. Er wußte es ja — sie versteckten sich wirklich. Das Unerhörteste aber war, daß Freia sie wahrscheinlich unterstützte. Freia, die ihm verpflichtet war. Doch er wagte nicht, es ihr zu verbieten oder sie gar um Hilfe gegen ihre Stammesgenossen zu bitten. Sobald er auf dieses Gebiet kam, sah sie ihn nicht freundlicher als einen Verbrecher an und war für keine Vernunftgründe zu haben. Er hatte sich sogar dazu entschließen müssen, ihr seine vegetarische Lebensweise einzureden, damit kein Abscheu gegen ihn in ihr aufkäme. Es war eben das alte Dilemma — sie wußte im Grunde noch

immer vom Menschen nichts. Sie machte ihn sich nach ihren Träumen zurecht und wollte in Sebastian alles erblicken, was sie schön und erhaben fand. Ein vegetarisches Speisehaus mit frommen, dürftigen Hungerleidern war das Güldensee-Hotel wahrhaftig nicht. Das konnte es niemals werden. Je stärker und mächtiger er sich als sein Besitzer fühlte, um so peinlicher bedrückte ihn die schwächliche Heuchelei, auf die er sich Freia gegenüber eingelassen hatte.

Die Fischereifrage war übrigens nur ein kleines Symptom der großen Gefahren, die er heraufsteigen sah. Er traute der Nixe, aber mit steigender Angst erfüllte ihn das Bewußtsein von ihren wunderbaren Verwandten. Eine Zentnerlast wurde ihm jetzt, in den Tagen seines irdischen Glückes, das Wissen von jener Welt, die außerhalb des menschlichen Begriffsvermögens lag. Solange er alles nur als Mittel zur Erreichung seines Zweckes betrachtet, hatte er es leichtsinnig hingenommen. Aber jetzt war die Abenteurerzeit vorbei. Das, was ihm nicht mehr entrissen werden durfte, galt es zu halten, eisern auszubauen. Freia war ein gütiges, wahres Kind, ihm treu ergeben — ihrer blieb er sicher. Aber je mehr sie sich durch ihre Leidenschaft von den Ihrigen loslöste, desto mehr hatte er die Rache dieser Elementargeister zu fürchten. Er hielt als Mensch ihre Macht für unbegrenzt. Seitdem er wußte, daß ein Fisch sprechen und den Fischer betrügen konnte, traute er dem jüngsten Karpfen zu, mit feurigen Augen plötzlich aus dem See zu steigen und die Kinder seiner

Hotelgäste zu verschlucken, mochte er jetzt noch so ängstlich auf dem Grunde liegen. Der Hecht, der seinen Bruder angegriffen hatte, konnte die rudernden Damen aus den Booten reißen, ihnen beim Baden — und er sollte ja durchaus eine Badeanstalt schaffen! — die zierlichen Glieder zerfleischen. Fürchterliche Möglichkeiten. Es kam ihm schon vor, als ob die Mücken am Güldensee viel heftiger stächen, als anderswo, und daß die Wespen einen tödlichen Giftstachel im Schweife trügen. Wer wußte aber, ob das niedere Geschmeiß nicht auch mit den höheren Kräften der Natur verbündet war? Ob nicht auch Wetterwolken ihre Duldsamkeit verlieren und den bösen Einflüsterungen Gehör schenken, Überschwemmungen bringen, zündende Blitze schleudern würden? Ob nicht Lawinen von den Felsen stürzten und über Nacht verdorren ließen, was jetzt blühte? Selbst der alten Erde war nicht mehr zu trauen. Ein unwilliges Aufbäumen vulkanischer Kraft, und sein stolzes Haus sank in Staub zusammen.

Es war ein fürchterliches Schicksal, so völlig einsam sich bewußt zu sein, daß wirklich alles lebte und tätig war ringsum. Kein Mensch auf Erden hätte ihn verstanden, wenn er sich ihm anvertraut hätte. Er wäre unfehlbar ins Irrenhaus gebracht worden, jenem Wahnsinn ausgeliefert, den er jetzt in schlaflosen Nächten fürchtete. Warum ging er nicht zu Freia und gestand ihr seine seltsame Pein? Weil er sie nicht durchschauen lassen wollte, wie er sich vor ihrer Liebe fürchtete. Er konnte

mit ihr nicht wie mit einem Menschenkinde sprechen. Dennoch — eines Abends, als sie arglos glücklich neben ihm auf dem Baumstamm saß und ihre Freundinnen, die Libellen, in der Luft herumjagte, rückte er dicht an sie heran, legte den Arm um ihren schlanken Leib und stellte ihr eine schlaue Frage. „Was mich schon immer gewundert hat, Freia — ich hatt' ja früher keine Ahnung, daß die Fisch' einen Verstand haben und reden können, wie ich. Aber ich frag' mich, wie können sie denn so dumm sein, dem Karpfensepp ins Netz zu gehen? Sind sie denn wirklich nicht fähig, den Alten samt seinen Netzen unschädlich zu machen?"

Freia lächelte traurig. „Leider nein. Die Jungen und Unerfahrenen nicht. Außerhalb des Wassers vermögen auch die alten nichts."

„Es ist also nur ein bißl Schlauheit, daß sie sich jetzt unten am Grund verstecken?"

„Ja, Selbsterhaltungstrieb — keine Kraft. Du hältst es wohl für Kraft, weil dir jede feinere Regung an ihnen wunderbar vorkommt? Aber das liegt sicher nur daran, daß eure Ohren nicht fein genug sind, um die Stimmen der Fische zu verstehen. Sie haben Stimmen. Sonst sind sie so schwach und gutmütig, wie du sie dir vorgestellt hast."

„Aha . . . Aber sag' mir, Freia — ich tu' natürlich jetzt einen ganz neuen Einblick in die Natur. Den dank' ich dir, meiner hohen Frau. Aber ich bild' mir ein, bei euch in der freien Natur, da muß doch eigentlich alles in Zusammenhang stehen — —"

„Gehörst du als Mensch nicht auch zur freien Natur?"

„Das schon . . . Aber nicht so wie ihr. Ihr habt ganz sicher ein Geheimnis. Eine Parole möcht' ich's nennen. Ihr unterhaltet euch alle in einer Sprache, die wir nicht verstehen. Ich versichere dir, daß ich geradezu Respekt vor meinem alten Pudel habe, seitdem ich das weiß, und daß ich nicht mehr mitansehen kann, wenn ein Fuhrmann seinen Gaul peitscht. Ich sag' jetzt: du Vieh! (Zu mir selbst oder zu dem Fuhrmann nämlich.) Das Tier ist wahrscheinlich gescheiter als du!"

„Das freut mich, daß ich dich zu dieser Empfindung gebracht habe."

„Ja, ja. Ich bin überhaupt ein besserer Mensch durch dich geworden. Aber das war es nicht, worauf ich hinauswollt'. Ich mein' halt folgendes. Ich stell' mir vor, daß ihr nicht nur untereinander zusammenhängt, sondern auch sehr gute Beziehungen zu den gewaltigen Herrschaften da droben unterhaltet. Ich meine, zu denen, welchen der Mensch nie beikommen wird. Wolken, Stürme, Lawinen und solche Sachen. Wie gern täten wir einen polizeilich gestempelten Vertrag mit den Gestrengen machen, damit wir vor ihnen sicher sind. Aber wir sprechen verschiedene Sprachen. Wir verstehen sie nicht, und sie uns nicht. Ihr aber wißt wohl immer, was da droben los ist, und könnt damit anfangen, wie mit einem Riesenspielzeug, was ihr wollt? . . ."

„Nein, Sebastian."

„Nicht?!"

„Ich kann nur von mir sprechen. Ich bin freilich unempfindlich gegen die Elemente —"

„Also doch . . ."

„Aber ich vermag nichts über sie."

„Und die anderen?"

„Die Tiere? Die wissen nur, was im See geschieht. Das ist ja das Große an euch Menschen, daß euer Geist überblickt, was euer Körper nicht erreicht. Ich gebe dir deine Frage zurück, Sebastian. Seid ihr es nicht, die allmählich die Mächte des Himmels beherrschen werden?"

„Hm . . . Allmählich! . . . Wenn ich an die Telegraphie denke und an das lenkbare Luftschiff — da hast du eigentlich recht. Ich möcht' mich aber nicht deutlich darüber aussprechen. Jedenfalls — den größten Begriff hast du doch von uns Menschen?"

„Den allergrößten. Aber du wirst — —"

„Nun? Was?"

Sie schmiegte sich plötzlich an ihn, und ihre tiefen, blauen Augen näherten sich bittend den seinen, während der Duft ihrer weichen, goldenen Haare ihn umhüllte. „Du wirst mir zuliebe deine Macht bezähmen? Nicht, Sebastian? Du wirst den armen Fischen nicht länger nachstellen lassen und den bösen Männern verbieten, Vögel zu schießen? Sieh, du darfst mir nicht böse sein. Dich kenne ich. Ich weiß, daß es nicht dein eigener Befehl ist, den See mit Netzen zu erfüllen und das Fischvolk in

so namenlose Angst zu bringen. Man will es von dir. Du hast ja nicht die furchtbare Begierde der anderen Menschen, zu morden und von ermordeten Geschöpfen zu leben. Das tut bei uns nur der Verbrecher, der Hecht."

„Ich hab' dir doch schon gesagt, daß ich ein Pflanzenesser bin."

„Gewiß. Aber ich bitte dich trotzdem für meine Freunde, Sebastian."

„Hm . . . Ich tu', was in meinen Kräften steht." Er erhob sich.

„Bist du böse? Willst du schon gehen?"

„Ja, Freia. Bös bin ich nicht. Aber ich muß ins Hotel zurück. Küß mich, mein Kind."

Er zog sie heftig an sich und bedeckte ihr wasserkühles Gesicht mit brennenden Küssen. Sie starrte ihn an, halb entsetzt, halb von einer neuen, wunderbaren Wonne durchglüht. Wie anders war jetzt plötzlich sein Kuß. Wie verwandelt seine jähe Umarmung. Jetzt erst hatte sie den Mann in ihm gefühlt, zum erstenmal in dieser Stunde. Er überstieg das, was wie eine unsichtbare Mauer zwischen ihnen gestanden hatte. Die ‚Antwort' kam, die Antwort! Was hatte das Wunder bewirkt? Sie überlegte, als sie allein war, jedes Wort, das der heutige Abend zutage gefördert hatte. In ihren Antworten mußte etwas gelegen haben, was ihn endgültig befreit und die Schranke seiner ehrfürchtigen Scheu beseitigt hatte. Aber so angestrengt sie sich auch darauf besann — es

wollte ihr nicht einfallen, was es war. Sie hatte das Gefühl, als ob sie heute wie sonst gewesen sei. Und dennoch, die glühenden Sterne über ihr am Nachthimmel sagten es ihr, sie war jetzt anders. Heute war sie Sebastians Menschenschwester geworden. — —

Der Wirt hatte sich niemals glücklicher gefühlt, als an diesem Abend. Freia hatte die Furcht von ihm genommen — das war noch mehr als ihr Gold. Sein erster Gedanke war, den Fischfang nun sofort systematisch zu betreiben. Er kannte die Verstecke der geängstigten Tiere — gut, so sollten Taucher kommen und die Schätze zentnerweise fördern, wenn es nicht anders gehen wollte. Auf Sebastians Table d'hôte durfte an keinem Tage mehr der Fisch fehlen. Je abenteuerlicher die Kosten wurden, mit denen er die Wünsche seiner Gäste bestritt, um so größer wurde ja die Reklame. Überhaupt, es war wieder eine Lust, zu leben. Wolke blieb Wolke, Wind blieb Wind, Fisch blieb Fisch, Vogel blieb Vogel. Und was das allerbeste war: Weib blieb auch Weib. Die ahnungslose Freia hatte sich heute um ihren Nimbus gebracht. Endlich hörte das unwürdige Zagen und Zittern in ihm auf. Er hatte sich heute als Mann gefühlt, als er sie in seinen Armen gehalten, das Weib in seiner Gewalt. Das durfte, das konnte nicht mehr anders werden. Den gefährlichen Drachen, der die Goldquelle bewachte, sollte sie jetzt gefälligst allein besuchen — mit dem wurde sie nur fertig. Im übrigen . . .

Ja, im übrigen! — Nun tauchten neue, dringende Fragen vor dem

unternehmenden Manne auf, während er ganz allein, mit den hastigen Schritten eines Glücklichen am nächtigen Ufer wanderte. Fragen, die ihn weich und sehnsuchtsvoll stimmten. Jetzt war ja alles Äußere gesichert, jetzt hatte er Zeit zu solcher Stimmung. Jedenfalls wollte er sich davor hüten, zu kalt berechnend an Freia zu denken. Ganz abstreifen durfte er die geheimnisvollen Kräfte des Märchens nicht, sonst brachte er sich am Ende um den Kern seines Sieges, um sein menschliches Glück. Er liebte Freia — ja, sie war ihm das Höchste auf der trocken verstandenen Welt. Er dankte ihr alles, aber er wollte nicht länger nur die Göttin, die Wohltäterin in ihr sehen. Er wollte sie besitzen. Darum hatte es ihn ja so beseligt, sie heute zum erstenmal als Menschenkind und sich als ihren Gebieter zu fühlen. Seitdem er unwiderleglich wußte, daß der Natur zu trauen war — was hinderte ihn da noch, sich zu ihrem Herrn zu machen? In Klarheit, herausfordernd, Schmied seines Glückes — so stand er aufrecht vor den durch und durch erkannten Dingen. Er war in seinem ‚Glauben' den Mitmenschen weit voraus. Er durfte jetzt alles wagen. Und jenen einen, letzten Schritt, der ihm kurz vorher noch ungeheuerlich erschienen, den tat er jetzt auch. Der König Mensch sollte in ihm handeln, nicht fragen. Als Sebastian sein Zimmer aufsuchte, stand es in ihm fest: Er trennte Freia von ihrem Element, von ihrer Herkunft — er zog die Geliebte ins Menschenleben und machte sie zu seiner Frau. — —

Am nächsten Abend schon ging er mit pochendem Herzen zu ihr und brachte ihr ein Geschenk mit, von dem er sich den größten Eindruck versprach. Es waren die ersten in seinem Garten erblühten Rosen. Freia nahm sie und rief in unmittelbarem Mitleid: „Du hast sie gepflückt?"

„Aber Kind, wie soll ich sie dir sonst bringen?"

„Du hättest sie noch lassen sollen. Sie sind so blaß und schwach."

Er war verletzt und antwortete mit erzwungenem Lächeln: „Es ist mein Verhängnis, daß ich's dir nicht recht machen kann."

Sie umarmte ihn rasch. „So war es nicht gemeint! Ich danke dir! Ich weiß ja, ihr schenkt euch immer tote Blumen."

„Du hast manchmal Ausdrücke —!"

„Ich will lernen, mich über alles zu freuen, was euch freut . . ."

Er sah sie prüfend an. „Warum denn? Du bist doch ein anderes Wesen, als wir? Du bist eine Nixe."

Sie ließ ihn los, ihre Arme erschlafften, und sie senkte tief ihr reines Haupt. „Schleudere mich nur immer in die fremde, kalte Geisterwelt zurück", sagte sie leise mit einer seltsam rührenden Stimme. „Fühle dich nur immer in deinem stolzen Glück, ein warmer, alles liebender, alles leidender Mensch zu sein. Du wirst schon sehen — ich komme noch dahin, wo du bist. Denn das — ich hab' es dir noch nie gesagt, Sebastian — das ist mein tiefster Wunsch."

„Freia!“ Er umschlang sie wieder. „Willst du das — meinetwegen?“

Sie sah ihn mit ihrer großen Klarheit an. „Deinetwegen — gewiß.“

Er zweifelte, ob sie wußte, was Liebe war, denn er selber glaubte es genau zu wissen. Seine Bewußtheit hütete sich jetzt, zu schnell zu sein. Er sah den Weg zu ihrem Besitz geebnet, aber er wollte sich auch für immer gegen Rückschläge sichern. So ließ er die Scheintiefe seines dunklen Blickes auf ihr ruhen und sagte: „Freia, du darfst dich nicht wundern, daß ich dich noch immer als fremd empfinde. Wirfst du mir nicht vor, daß ich Blumen töte, um dich zu erfreuen? Nennst du nicht meine Mitmenschen Verbrecher und Mörder, weil sie sich durch Jagd und Fischfang die Nahrung verschaffen, die sie nötig haben? Ich weiß auch, es tut dir im Innersten leid, daß du mir zu meinem Hotel verholfen hast. Schüttle nicht den Kopf, Freia — es entstellt dir deinen See, und meine Gäste hältst du für freche Eindringlinge. Den scheußlichen Drachen hast du belogen um meinetwillen. Was für eine Sünde, Freia.“

„Spotte nicht, Sebastian.“

„Ich spotte nicht — ich möchte nur, daß du die Macht des Menschen begreifst.“

Sie stützte den Kopf in die Hand. „Die begreif' ich.“

„Aber du sollst sie auch anerkennen, für etwas Gutes halten! Das

ist's! Ein Jäger ist kein Verbrecher, ein Fischer ist kein Mörder, und wer in den kleinen Sachen lügt, der ist in den großen um so wahrer!" Er hatte sich in Eifer geredet und betäubte die zweite Stimme in sich, die ein vernehmliches ‚Na, na' hinter seine Behauptungen setzte. Jetzt war er im rechten Fahrwasser, jetzt überwand er sie und machte die Gottheit zum Weib. „Weißt du, was es heißt: Herr sein? Als Herren sind wir nämlich eingesetzt über sämtliche Tiere und Dinge!"

„Von wem?"

Er stutzte einen Augenblick, dann erwiderte er rasch: „Du glaubst mich wahrscheinlich mit dieser Frage zu erschlagen, aber ich kann dir schon eine Antwort darauf geben! Ich kann dir schon sagen: von uns selbst! Auf den lieben Gott laß' ich mich nicht mehr ein — der ist Glatteis für einen tüchtig marschierenden Menschen! Nein, Freia! Wir selbst haben uns als Herren der Erde eingesetzt, und das fühlen wir!"

„Warum ist dann der Gott, den ihr anbetet, ein gefolterter Mensch am Kreuz?"

„Aber das — das ist es ja eben! Begreifst du denn das nicht! Wir haben keine andere Religion als unsere Überzeugung, unsere Lebensaufgabe! Dafür leiden wir, dafür werden wir gekreuzigt! Das christliche Mitleid ist nicht für die Pflanzen und Tiere da! Unter uns — verstehst du wohl — unter uns Menschen, da kennen wir alles, was du uns vorwirfst. Da lieben wir uns, da helfen wir uns, wir Menschen ein-

ander! Aber damit wir das können, müssen wir nicht um die selbstverständlichsten Mittel jammern! Wir nehmen, was uns gehört! In unserer Welt! Ja, ja, du liebe Frau! Du hast ja schon so viel von unserer Welt — o mehr, als du meinst! Sei nur nicht halb, denk' nicht an den Fischschwanz, den du gehabt hast! Komm' ganz zu uns hinüber! Eitel Schönheit und Freude gibt es bei uns auch nicht! Das mußt du dir nicht vorstellen! Wir haben auch unsere Schmerzen, unsere Sünden! Aber die fangen halt ganz wo anders an! Und ich, so viel kann ich dir sagen, ich weiß da ebenso Bescheid, wie du in deiner Welt! Ich hab' mich da ebenso anständig benommen!"

Sie blieb ganz ernst vor seiner lachenden Weisheit. Sie dachte nach und senkte die umflorten Augen. Dann schlug sie sie plötzlich wieder auf, und er wich fast zurück vor dem durchdringenden Strahl ihres Geistes. „Du meinst also, ich muß mich endgültig lossagen von allem, womit ich jetzt zusammenhänge, um ins Menschenleben zu gelangen?"

Es durchschauerte ihn vor der Nähe des Zieles. „Ja, Freia", erwiderte er mit bebender Stimme. „Wenn du den Willen dazu hast — dann — —"

„Dann?"

„Dann liebst du mich ja . . . wie ich dich liebe."

Ohne Verwirrung, ohne den klaren Blick von ihm zu lassen, sagte

sie einfach: „Ja, Sebastian. Da hast du sicher recht. Die Liebe muß in uns beiden dieselbe sein. Sonst ist es keine Liebe."

Das Verständnis ihres großen Mißverständnisses war wie eine betäubende Sonnenglut, die den Gaukler unaufhaltsam in ihren Bannkreis zog und darin vergehen ließ. Sebastian hatte jetzt seinen ehrlichsten Augenblick. Er schluchzte und demütigte sich vor ihrer Reinheit. Das tat sein heißes Wienergefühl. Sein kühler Allerweltsverstand aber spielte ihm sofort den Streich, ihm zu sagen ‚nun bist du bei der Sonne — geschwindelt oder nicht geschwindelt — bleib'. Mag's kommen, wie's geht.' Der brachte ihn sofort wieder in die Unehrlichkeit zurück.

„W i r v e r s t e h e n u n s", flüsterte er, mit heißem Griff ihre Rechte umspannend. „Entschließe dich, Freia — der Augenblick ist da. Reiße dich los von der Tierheit und werde mein Weib."

Es durchschauerte sie. ‚Meine Mutter hat mich vor den Menschen gewarnt', wollte sie ihm fast sagen. Aber ihr graute vor dieser Eingebung — sie wollte sich nicht mehr warnen lassen. Denn sonst entschwand ja die süße Lockung, die das E i n z i g e war. So viel Menschenart, um dies zu wissen, hatte sie schon. Liebe, Liebe. Sie hielt seine Hand fest, sah aber zur Sonne empor, in die glühende Quelle des Lichtes.

„Wir werden Kinder haben. Kinder mit Sonnenaugen", sagte sie, und ein verklärtes Lächeln kam auf ihre Züge.

Da jubelte er auf, denn er glaubte, Vater solcher Kinder werden zu

können. Er kniete vor ihr. „Dein Geständnis, Freia! Deine Hoffnung! Deine Liebe! O, darauf hab' ich gewartet!" Er umklammerte sie.

Sie aber erwachte jetzt gleichsam. Verwirrt sah sie ihn an. „Ist es denn nicht ein ungeheures Wagnis, Sebastian? Bist du dir klar darüber, was du tun willst? Bei dir leben soll ich? Unter den Menschen leben? Wo? Wo?"

„In meinem Hause, Freia! Als die holdeste Wirtin, die das Güldenseehotel sich erträumen kann!"

„Aber ich werde ja nichts verstehen! Ich werde dir ja nie etwas recht machen! O, ich sehe tausend Verlegenheiten, in die ich dich bringen werde!"

„Keine so schlimm, mein Lieb, wie die, in der ich bis jetzt immer war, wenn ich dich verleugnen mußte! Nichts gegen die Pein, unsere einzige Stunde, die wir haben, von Spionen umlauert zu wissen, von Gästen, deren Neugier sogar das Leben eines Wirtes kennen will! Ich glaub' ja schon kaum noch an die Unsichtbarkeit, die du uns beiden gibst! Nein, nein, das muß anders werden! Sichtbar, sichtbar! Und es kann nur anders werden, wenn ich dich zum Menschen mache! Mich zum Gott zu machen, ist dir ja leider nicht möglich! Jetzt lachst du! Schau' — es wird ja alles nicht so schwer sein! Richte dich nur nach mir, halt' dich nur immer an meine Liebe!"

„Weiter habe ich nichts!" Sie umschlang ihn in süßer, wilder Angst.

„Du Närrchen," flüsterte er, sie küssend. „Glaubst du denn, daß ich was anderes habe? Ich will ja nur das goldene Märchenglück, das du mir gebracht hast, ganz an mich ketten. Ich will dir ein bißl dankbar sein können, denn das kann ein armes Menschenkind nur als Mensch. O, deine ersten Worte, die werd' ich nie vergessen. Kinder werden wir haben! Kinder mit Sonnenaugen! Freia! Wir feiern unsere erste Nacht! Ich bleib' heut bei dir, mögen sie drüben flüstern und fragen, soviel sie wollen! Was gibt mir denn die ganze Welt dafür, wenn ich meine erste, heilige Liebeszeit verlier'? Meinen Frühling bei dir, du Erwachte? Nein, du Schöne, Allerschönste! Komm' her zu mir! Laß es schimmern und verfließen, das feuchte Silber da unten, das dir ein kaltes Herz hat geben wollen und scheitern mußte an deiner Menschenbestimmung. Bleib' bei mir auf Erden. Komm' in mein festes Haus. Ein Sehnen und Ängsten ist das Leben nicht — ein Haben und Glücklichsein! Das Menschenleben! Freia! Das Menschenleben!"

Sie hing an seinem Munde. Er hielt sie und trug sie durch den Wundertraum der Nacht. Als der Morgen graute, ging ein Fischerknabe singend den Uferweg entlang. Er glaubte sich mit den Vorboten der Sonne, einem pfeifenden Vogel, einem raschelnden Frühwind, allein. Er wollte nach den Netzen sehen, die er am Abend zuvor versenkt hatte. Als

er an den vom Blitze gebrochenen Baumstamm kam, blieb er starr vor Entsetzen stehen. Nichts Deutliches sah er, nichts, was er glaubhaft später erzählen konnte. Nur die schattenhaften Umrisse zweier sich umschlungen haltender Gestalten. Ein nacktes Weib, ein irdischer Mann. Sein Märchenbuch hatte ihm wohl den Streich gespielt, dergleichen vor sich zu sehen. Er bekreuzigte sich, rannte davon und hatte sich doch nicht getäuscht. Was dieses Kind gesehen hatte, war die erste Sichtbarkeit eines reinen Geheimnisses, das ehedem unsichtbar gewesen.

Fünftes Kapitel

Am nächsten Tage erfuhren die Hotelgäste, als sie ihren Wirt in hochwichtigen Angelegenheiten — Arrangement einer Ruderregatta und Illumination zur Kaisersgeburtstagsfeier — sprechen wollten, daß Sebastian plötzlich verreist sei. Dieser Schritt inmitten der Hochsaison überraschte allgemein. Franzl, der Bruder, schien unterrichtet zu sein. Da er sehr geheimnisvoll tat, bestürmte man ihn mit Fragen. Als die Wienerinnen herausbekommen hatten, daß er dem Wirt Stillschweigen gelobt hatte, fanden sie leichtes Spiel. Sie schworen ihm einfach die gleiche Verschwiegenheit, die er seinem Bruder geschworen hatte. Da vernahmen denn die hübschen, eifrig zusammengesteckten Köpfe, was sich am Güldensee vorbereitete. Herr Sebastian hatte sich verlobt. Dies war nun nicht nur die Aufklärung seines seltsamen, in sich gekehrten Wesens in den letzten Wochen — es gab auch mit einem Schlage Licht in die reizvolle, aber doch bedenkliche Unklarheit seiner ganzen Verhältnisse. Sein plötzlicher

Schatzgräberreichtum stammte also weder von der Börse, was die Ehemänner der neugierigen Frauen als erfahrene Mitstreiter auf jenem Schlachtfeld längst bezweifelt hatten — er war auch nicht dem Teilhaber aus Wien zu danken, der keinesfalls so ergiebig war — Reichtum, Pracht und Gelingen des Hotels waren einzig die Mitgift der geheimnisvollen Braut. Franzl wußte nicht einmal ihren Namen. Er behauptete, sie nie gesehen, erst kurz vor des Bruders Abreise von ihrer Existenz erfahren zu haben. Nur zwei ihrer Eigenschaften hatte ihm der Eilige, die Reisetasche in der Hand, noch mitgeteilt: sie war märchenhaft schön und märchenhaft reich. Auch glaubte sich Franzl zu erinnern, daß sie aus Brasilien stammte und im Hamburger Hafen mit ihrem Bräutigam zusammenträfe. Sie stände offenbar ganz allein auf der Welt, denn kein Verwandter würde die beiden zum Güldensee begleiten, ihre Hochzeit im Hotel sollte nur im Beisein der Gäste dieses Sommers gefeiert werden.

Die Damen waren entzückt. Das konnte ja die originellste Hochzeit ihres ganzen Lebens werden. Ihre gespannte Erwartung und Ehrfurcht vor der schönen Ausländerin unterdrückten nicht das weibliche Überlegenheitsgefühl, als echte Wienerinnen die Exotische bei ihrem Gatten noch ausstechen zu können. Die Männer aber berauschten sich sofort daran, ihrer Abenteuerreihe, die sie schon recht müde gemacht hatte, noch ein erlesenes anfügen zu können, die kühnen Zauber der Urwaldschönheit, einer Goldkönigin aus dem Tropenland.

Nach einigen kaum ertragenen Wartetagen fuhr endlich die ersehnte Postkutsche vor. Die Hotelgäste waren fast vollzählig am Portal versammelt und begrüßten in verkehrter Weltordnung ihren Wirt. Elastisch, voll fröhlicher Jugendkraft sprang Sebastian aus dem Wagen und war in zarter Sorge einer verschleierten Gestalt beim Aussteigen behilflich. Hundert Blicke hafteten an ihr. Das war sie. Das war die Braut. Ein schlankes, jungstolzes Wesen mit Bewegungen, wie man sie nie gesehen hatte — das fühlte man im ersten Augenblick. Es lag etwas wundersam Gerundetes, Selbstverständliches in der Haltung dieser Braut, in der Betätigung ihrer Gliedmaßen, in ihrem Gange. Ein Adel paradiesischer Naturkraft, ein vollendeter Wohllaut gleichsam. Sie entschleierte sich, und man prallte fast zurück, als man ihr die Hand reichte und in ihre Augen sah. Es war ein tiefes, in den Grund der Seele züngelndes Blutfeuer in dieser kleinen Hand, und die nachtblauen Augen sahen einen an wie Sterne, die bei Tage einem Menschenantlitz gehörten, und, wenn es dunkelte, wieder ihren entrückten Dienst im Weltenraum leisten mußten. War die Braut des Wirtes von dieser Welt? Beruhigend einigermaßen war es für die ehrfürchtig Erschrockenen, sie in den feinen Kleidern ihrer eigenen Mode zu sehen, obwohl die Kostbarkeiten alle nicht anders und nicht fester an ihr hingen, wie die halb geborstenen Schalen reifer Nüsse in Oktobertagen. Wie sie lächelte, wenn sie sprach. Sie griff gleichsam mit unbeirrten Kinderhänden nach den verborgenen Herzen — ein Ent-

rinnen und Anzweifeln war unmöglich. Die Sonnenstrahlen schienen ihre hohe Gestalt absichtlich zu umspielen und sie zu begleiten, wohin sie sich wandte, rasch, ohne Erdschwere. Als sie an Sebastians Arm im Hotel verschwand, haßten sie sämtliche Frauen und liebten sie zugleich. Sie kränkten sich tief darum, denn sie wußten, daß Haß und Liebe der höchste Triumph der Wirtin war.

„Aber aus Brasilien ist sie nicht!" rief Frau von Seligmann stöhnend. „Das soll mir keiner einreden! Ich halte sie einfach für eine Pariser Kokotte!"

„Mit ihrem blonden Walkürenhaar?" meinte die Baronesse Silcher und lachte ironisch. „Aber meine Liebe! Sie ist aus Skandinavien natürlich!"

„Da kommen Sie der Wahrheit schon näher", erklärte Herr von Seligmann, der mit gichtigen Schritten herankam und ganz stumpfsinnig aussah, so hatte er sich in Sebastians Braut verliebt. „Das junge Mädchen stammt aus Island, wie ich soeben erfahren habe. Franzl war falsch unterrichtet."

„Aus Island? Da sind doch die großen Vulkane!"

„Hekla und Krabla — jawohl. Aber nun wollen wir zu Tisch gehen, meine Damen." — —

Sebastian führte Freia die Treppe hinauf. Sie war im Hause plötzlich unsicher geworden, wie ein edles Tier, das zum erstenmal die Ge-

fangenschaft des Menschen betritt. Aber er stützte sie jetzt gern, in tief verliebter Wonne. Den Blicken der Gäste entzogen, atmete er auf. Er war ihr so dankbar. Ihr Eintritt in seine Welt war wunderbar gelungen. Keine Spur von Verdacht und Befremden. Nur Unterwerfung und Entzücken überall. Er verstand sich auf die Menschen, er hatte es eigentlich erwartet. Jetzt schämte er sich, so klein in seiner Zuversicht gewesen zu sein. Was brachte er denn ins Haus? Über die Sünde der Pfaffen lächelte er, ein freier, moderner Mensch. Er war ja ein Hotelwirt, kein Klosterprior. Christen, Juden, Heiden, Türken — wer zu ihm kam, war willkommen, wenn er nur zahlte. Was konnte von seiner wundersamen Wirtin anderes ausgehen, als Reinheit, Hoheit und Liebenswürdigkeit? Wer durfte Freia verdächtigen? Er hatte ja glücklicherweise keine anderen Rücksichten zu nehmen, als auf den Magen und die Geschmacksnerven seiner Gäste. Für galante Abenteuer hatte er nicht nur kurzsichtige Augen, er wußte auch Gelegenheiten zu machen, und ohne Aufsehen war ein kleiner Freihafen der Moral am Güldensee entstanden. Darauf legten die Wiener den höchsten Wert. Sebastian wußte jetzt, daß er gewonnenes Spiel hatte, da er ein wunderschönes Weib besaß und den Geist dieses Weibes in seinem Hause regieren ließ, wie eine goldene Lichtquelle, zu der sie von allen Seiten kamen, die Nachtfalter, Motten, Mücken und Wespen, mit raschen und trägen Flügeln. Eine märchenhafte Blüte seines Hauses sah er vor sich, jetzt erst den ganzen Sieg.

Als der Wirt an diesen Punkt seiner Überlegung gekommen war, geschah es ihm, daß er aus tiefstem Grunde aufseufzte. Erleichterung und stilles Glück bedeutete der Seufzer.

„Was ist dir?“ fragte Freia und näherte den Perlenschimmer ihres Antlitzes dicht an das seine.

„Ich möchte dir nur einmal richtig danken können.“

Sie unterschätzte die Bedeutung dieser reinen, demütigen Regung, und anstatt sie festzuhalten, als Schild gegen die lauernde Roheit seiner schlechteren Natur, wehrte sie heftig ab und ließ ihn wieder frei, weil sie selbst so frei sich dünkte.

„Davon kein Wort mehr, Geliebter! Ich will ja nur lernen, lernen, was das Menschenleben ist!“

„Ich bitte dich, sprich leiser . . .“

Er sah sich scheu um, ob niemand in der Nähe war. Freia richtete sich nur nach dem Grad und der Art ihrer Empfindung, wenn sie laut oder leise sprach. Niemals sprach sie für die Ohren anderer Wesen. Nur Geralt, der Drache, hatte nicht die Wahrheit von ihr gehört.

Sie sah Sebastian betroffen an. Dann aber erinnerte sie sich an seine früheren Bitten und bereute, ihn nicht geschont zu haben. „Ich weiß ja, ich weiß — ich will auch acht geben. Aber schlimm ist es doch, Geliebter — man sieht mich hier immer, man hört mich, und doch soll ich

anders scheinen, als ich bin? Was nützt denn das? Werden sie es mir nicht anmerken? Werden sie nicht sagen: warum sprichst du leise, wenn du laut gefühlt hast? Warum überlegst du, was wir anderen denken könnten?"

„Freia — zunächst erinnere dich, bitte, an eine Kleinigkeit: niemand wird hier Du zu dir sagen. Du bist ein unaufmerksames Schulmädel, Freia. Ich muß dich jetzt ein bißl tadeln. Sie sagt man zu dir, und du sagst allen anderen Sie, nur mir nicht. Aber davon abgesehen, das ist ja Nebensache — so gescheit, wie du dir die Menschen vorstellst, sind sie nicht. Sie sind mehr bös als gescheit."

„Bös?"

„Nun ja, ich mein' nur instinktiv — es ist ja weiter nichts dabei. Was du wirklich bist, davon verstehen sie so viel wie ich vom Geigespielen. Wenn sie's wüßten, täten sie die Köpfe zusammenstecken, und der alte Pfaffengeist würde in ihnen lebendig, der verfluchte. Laß nur. Ich will mich nicht grundlos aufregen. Man muß die Bande am Zügel haben, das ist es. Du bist ja viel zu gut, viel zu erhaben für sie . . . Sie sollen, sie können dich nur für ihresgleichen halten, verstehst du? . . ."

„Aber weiter will ich ja nichts."

„Schon recht. Nur ist dann auch eine große Portion Verstellung nötig — Vorsicht, Vorsicht, Freia. Aber ich hab' dir das ja schon so oft gesagt."

„Freilich ... Ich erinnere mich auch an alles ... Verzeih' mir ..."

„Was ist dir? Du hustest?"

„Mir ist so eng."

„Auf der Stiege? Ja, mein Gott — ein so großes Stiegenhaus findest du in ganz Wien nicht!"

„Warum sind die Fenster nicht offen?"

„Darüber hat sich die Frau von Seligmann beschwert."

„Seid ihr denn viel in euren Häusern? ..."

„Aber natürlich! Wozu baut man sie denn! Aber komm' — du bist müd' — ich führ' dich in unsere Wohnung! Da wird dir schon besser werden!"

Er ließ sie in ihrem prächtig eingerichteten Zimmer allein. Als er nach einer halben Stunde, die er mit Bureauarbeit verbracht hatte, wieder zu ihr hinaufkam, hörte er sie singen und lachen. Das war ihm nicht recht. Ihr Lachen war wundersam, wie eine Silberschelle oder ein Vogellockruf — ihr Gesang aber war eine Stimme aus dem Reigen der Elemente, bald hell wie Frühlicht und fern, bald nahe und dunkel wie das Abendlied einer Tritonenmuschel. Hätte sie gesungen wie die Baronesse Silcher, Opernarien mit scharfer Menschenstimme, er hätte es schöner gefunden, denn seine Gäste fanden es sehr schön. Aber diese seltsamen,

fremdartigen Töne — Beklemmung und Wonne zugleich jedem Menschen-ohr. Ihm war zumut, als ob er einen wunderbaren Paradiesvogel gefangen hielte, dessen Kehle nicht zu fesseln war. Und bald würden sich alle die kleinen, engbrüstigen Menschlein im Korridor ansammeln und lauschen, mit bleichen, entrückten Mienen, dem Verbrechen des Wirtes auf der Spur. Er schauderte. Dann faßte er sich. Bevor etwas Schlimmes geschehen konnte, wollte er eingreifen. Sie sollte singen und lachen — ja — er verbot es ihr natürlich nicht. Aber es mußte so geschehen, daß unverständige Menschen es nicht hören konnten.

Er klopfte an. Da rief sie: „Komm' doch, Geliebter!"

„Du hast nicht zugeschlossen?! Ich dachte, du wolltest dich umziehen?"

Er öffnete achtlos die Tür und prallte zurück. Freias nackte Gestalt stand vor ihm, mit ausgebreiteten Armen. Sie lachte ihn an. Es war ein Bild von mächtiger Schönheit — ihre im Sonnenschein gebadete, makellose Gestalt mit dem gelösten Goldhaar. Die Sonne drang frei durch die offene Balkontür ein, die Gardinen wehten im frischen Gebirgswinde, und wie abgeworfene Schalen lagen die kostbaren Reisekleider als wirrer Haufen auf dem Teppich.

„Freia, ich bitt' dich — —"

„Jetzt ist mir besser!"

„Du hast nicht zugeschlossen — was fällt dir denn ein — der Haus-

diener hätte kommen können — oder das Stubenmädel — oder gar ein Gast, der sich in der Tür geirrt hätt' — —"

„Ist ja keiner gekommen! Und wenn auch!"

„Wenn auch?"

„Ich will die Kleider gern tragen, Sebastian, weil ihr anderen alle Kleider tragt. Aber nur so lange, wie es nötig ist."

„Was heißt das?"

„In meinem Zimmer leb' ich, wie ich bin."

„Ein ewiges Luftbad? Du wirst dich verkühlen! Ach nein, du verkühlst dich ja nicht!"

Sie umschlang ihn lachend. „Und ich schwitze auch nicht! Wie ihr, wenn ihr so häßlich feucht werdet in der Sonne, ihr Menschen! Die Sonne ist doch die trockene Kraft Gottes! Ach — mir tut es nichts, ob es hagelt oder regnet, ob es glüht oder schneit! Das solltest du endlich wissen! Ich muß ja auch so viel im Kopf behalten, wie wunderlich ihr Menschen seid!"

„Das ist auch nötiger, denn du lebst in unserer Welt, wir nicht in deiner. Du wirst dich aber an die Kleider noch gewöhnen, Freia."

„Nein, Sebastian! Warum auch, wenn's mich nicht friert? Wozu diese Qualen? Hartes Leder an den Füßen! Spitzige Stangen unter der Brust!"

„Vergißt du die seidenen Hemden und Strümpfe, die alles mildern, was unsere Mode verlangt?"

„Ich brauche keine Milde, wenn ich im Freien bin! Aber wenn es durchaus sein muß, daß eine Menschenfrau sich einschnürt und einwickelt, so lasse mich wenigstens in der leichten Seide laufen!"

„In den Unterkleidern?! Freia, Freia! Du häufst ja Unmöglichkeit auf Unmöglichkeit! Ich kann dir jetzt nicht mit drei Worten sagen, was die Sitte für uns Menschen bedeutet. Aber ich habe dir doch sicher schon viel davon erzählt?"

„Von der Sitte? Nein — davon hast du mir am wenigsten erzählt."

„Nun, das hol' ich noch nach. Die Sitte verlangt es, von dir und von mir, daß du genau so gekleidet gehst, wie die anderen Frauen, die du hier siehst."

„Warum verlangt sie es auch von dir?"

„Weil ich dein Mann werde, dein angetrauter Gatte. Ich bin für die Moral meiner Frau verantwortlich."

„Moral? Was ist das?"

„Freia, ich habe keine Zeit mehr vor der Table d'hôte, dir das auseinanderzusetzen. Ich kann dich jetzt nur um eines bitten: Halte dich blindlings an meine Anschauungen in diesen Dingen. Tu', was ich dir

sage. Es ist zu deinem Besten, Freia. Nur so kann ein großes Unheil verhütet werden."

„Unheil?" Sie senkte den Kopf und dachte nach. Ein Schatten lag auf ihrem Antlitz, und die Sonne schien doch, wie vorher. Dann sagte sie mit erzwungener Ruhe: „Das scheint ja das Allerschwerste zu sein, was ich noch nicht kenne — die Sitte und die Moral. — Davon mußt du mir viel erzählen, Sebastian." — —

Es waltete der Zauber des gefangenen Märchens im Güldensee-hotel seit Freias Ankunft. Alle die zufällig aus grauem Alltagsleben hier zusammengeführten Menschen hatten jetzt etwas, was wie ein Lichtstreif durch das Haus zog, in ihre müden Sinne eindrang und sie anspornte, aufreizte zur eigenen, vergessenen Jugend. Verschwiegen und ausgesprochen — Freia, die Wirtin, war der herrschende Gedanke dieser eifersüchtigen Frauen, dieser erregten Männer. Sebastian hatte nicht zuviel von ihrem Erfolg erwartet. Nur sah er ihn nicht richtig. Über der Blüte des Hotels, die sein beglückter Geschäftsgeist ihrem Genius zuschrieb, vergaß er ihr Menschenleben unter den Menschen. Wie er selbst tief unter dem Verständnis ihrer magischen Naturkraft stand, so unterschätzte er die dämonische Wirkung der Wasserfrau auf andere. Am liebsten gab er sich den Gedanken an ein behagliches Bürgerleben an Freias Seite hin, in Arbeit und Liebe, von blühenden Kindern umringt, ein Leben, dessen Wert ihr immer verständlicher werden mußte. Wenn er jetzt sah,

wie seine Gäste plötzlich verwandelt waren — kein verwöhnter Hochmut mehr, keine Tyrannei mehr reicher, nervöser Damen, die in dem Wirt nur einen eleganten Hausknecht sagen — überall freundschaftliche Annäherung, herzliche Bescheidenheit, zarte Rücksicht — so nahm er dies ohne Verdacht hin und erlaubte großmütig, daß all' die vornehmen Herren und Damen im Schweiße ihres Angesichts an der Vorbereitung der Hochzeitsfeier arbeiteten. Denn diese sollte die große Huldigung für Freias sieghafte Schönheit werden. Man führte sie Sebastian, ihrem beneideten Besitzer, zu, indem man sie zugleich verwirren und von ihm ablenken wollte. Aus ihrem dankbaren Liebreiz wollte man Allgemeinbesitz machen. Die Hotelgäste verstanden sich darauf, die Saat der Untreue zu säen. Freias Wahrhaftigkeit einer göttlichen Naturkraft hielten sie für ‚Entgegenkommen' und leichten Sinn. So machte sich jeder seine geheime Hoffnung. Entzücken und Liebe glichen wieder einmal Rosen, deren Duft und Farbe nachgeahmt war.

Besser als die raffinierten Gäste verstanden sich die primitiven Dienstboten des Hotels auf Freias Wesensart. Auch sie waren ahnungslos, aber es gibt eine höhere Fähigkeit der Armen und Dienenden, die verschwenderischen Gaben eines einsamen Genius hinzunehmen. Ihr hartes Leben pflügt den Boden der Seele zu tieferer Empfänglichkeit. Sie fühlten lautere Wahrheit im Hause walten, Menschlichkeit, ja, Menschlichkeit über allem Schein, und mit stiller Verehrung dienten sie eifriger um die An-

erkennung eines edlen Wesens, als um hingeworfene Trinkgelder. Sie hatten keinen Verdacht, sie fragten der Fremden weniger nach, als die vornehmen Herrschaften. Erst als ein Pfaffe im Dorf die Märchenerscheinung der Wirtin mit dicken Zelotenfingern betastete, wurden sie unruhig. — —

Fiselinus aber, der Geiger, trug die tiefste Herzenswunde von Freias Sonnenpfeil davon. Er hatte bei ihrem Einzug unter den anderen Gästen gestanden und sich hoch auf die Zehen gehoben, um die schöne Braut sehen zu können. Allen reichte sie die Hand, nur ihm nicht. Das wunderte ihn nicht, denn er war zu klein, sie hatte ihn sicher nicht erblickt. Er trug aber einen dumpfen, zehrenden Schmerz seit dieser Stunde herum, denn er war eitel, der kleine Bucklige, und nicht im gewöhnlichen Sinne — Fiselinus war ein bedeutender Künstler. Eben erst hatte er die still ersehnte Genugtuung unter den hochgewachsenen Hotelgästen erfahren. Bei einem Wohltätigkeitskonzert war er aufgefordert worden, zu spielen, die hübsche Gräfin Schlern wollte ihn begleiten, und durch den Vortrag der Kreutzersonate hatte er kalte, fremde Herzen in den Wundergarten seiner einsamen Seele geführt. Begeisterung umrauschte den Unbeachteten, Belächelten. Die Gräfin saß weinend am Flügel. Seit diesem Abend war Fiselinus anders am Güldensee spazieren gegangen, als zuvor. Er wurde zwar durch seinen Erfolg nicht größer, aber wenn er auf einsamen Wegen jungen, verliebten Leuten begegnete, hatte der hastig Vor-

überstolpernde nicht mehr das Gefühl, Wehmut oder Spott zu ernten, sondern Hochachtung und Bewußtsein von seiner höheren Gabe. Und nun — nun schwand das wieder hin, das arme, starre Glück, vor Freias Sonne. Nie hatte er ein solches Frauenwesen gesehen. Ihm war, als ob die Gottheit seiner verschwiegensten Träume, deren Verwirklichung ihm Sünde erschienen, plötzlich lebendig geworden. Und nicht, wie die anderen alle, sah er sie — kein Mannestrieb erglühte in dem sonst so Leidenschaftlichen — sie schwebte über ihm, wie eine hohe Göttin, an deren Altar er spielen wollte, niederlegen seines Herzens Gram und Wonne als Weihgeschenk. Die Wahrheit der echten Religion, daß der Gläubige seinem Glauben nicht fern, sondern verwandt und ebenbürtig sein soll, erlebte Fiselinus in diesen Tagen. Ebenbürtig — ja er fühlte etwas davon, und es war keine Überhebung, kein Wahnsinn. Was Freia war, wenn sie sich Menschenaugen zeigte in diesen Tagen des Sommerglücks — wer empfand es wohl tiefer, wo lebte der Wert ihrer Schönheit reiner, als in seiner Künstlerseele? In ihrem unsichtbaren Reich war Freia daheim, und er trug seinen Besitz mit der Demut des Gottbegnadeten. Denn Stolz und Freude waren dem armen Geiger nicht verliehen. In Nacht verbergen mußte Fiselinus' Mißgestalt das verliehene Licht, die Kunst und Freia. Er spielte nicht mehr, seitdem die Braut des Wirtes im Hause war. Rastlos wanderte er auf einsamen Uferwegen, wie ein schmerzlich Verzauberter schleppte er grollend ihr lichtes Götterbild umher und war doch in Wahr-

heit davon beflügelt, von der Schwester seiner Seele. Was er schleppte, stöhnend und matt, war nur er selbst, der vergängliche Buckel. — —

Hochzeit. Der Tag war gekommen. Mit einem mächtigen Gewitter setzte er ein, der See erbrauste und wogte in wildem Tanz, schwarze Wolken drängten sich über den Himmel, und der fahle Horizont wurde immer wieder unter Donnerschlägen von silbernen Blitzen zerrissen. Um die Mittagsstunde aber kam Ruhe in das Firmament. Der See glättete sich, die Waldberge erschienen wieder, und ein klares Blau trug die sieghafte Sonne. Frischer Regenduft umschmeichelte das Herz, nach überstandenem Kampf war alles neu, in gereinigter Schönheit. Sebastian atmete auf. Mit Grauen hatte er am Morgen seines Glücks das Unwetter kommen gesehen. Noch einmal war die Angst vor dem Geheimnis seines Lebens in ihm aufgestiegen, vor der Rache der unbekannten Mächte, die er bestohlen hatte. Aber nun glaubte er endgültig an eine Täuschung seines verzagten Herzens. Dieses Gewitter hätte an jedem Morgen kommen können — mit seinem Hochzeitstage hatte es nichts zu schaffen. Da oben wußte man vom Leben einer kleinen Nixe, von törichten Fischen und sündigen Menschenkindern nichts. Er konnte ganz ruhig sein.

Laute Wonne ergoß sich, als der Himmel endlich mittat, aus dem Hause ins lichterfüllte Freie hinaus. Festlich gekleidete Menschen drängten sich auf der Landungsbrücke, um die Ruderboote zu mieten, andere spazierten auf den Uferwegen, und der Wald nahm die mit Kränzen ge-

schmückten Kinder auf. Dann eilte alles, als die Glocke Mittag läutete, zur Hauskapelle. Dort, auf einer hochgelegenen Waldwiese, an einem kleinen, zierlichen Altar, wurde Freia getraut. Die Engel auf dem Altarbild sahen sie erstaunt, aber freundlich an. Freia wußte nicht, daß sie immer so blickten, und hielt die gemalten Genien für wirkliche. In ihrem weißen Schleiergewand lehnte sie sich an Sebastian, fest und zuversichtlich. Ihre Augen sahen, während der Priester sprach, zu dem Geliebten empor. Sebastian schwankte der Boden unter den Füßen, als er in diese Augen blickte. Wie seltsam, aus dem Urgrunde der Freiheit und des Weltwesens, betrachtete sie ihn. Wie wenig paßte der blasse Myrtenkranz zu dieser Dämonenglut, zu diesen starken, göttlichen Zügen und dem Goldhaar, das ungestüm den Schleier drängte. Er war demütig in die kleine Kapelle gegangen, es hatte ihm wohl getan, am Hochzeitstage vor dem lieben Gott zu stehen, wie ein gehorsamer Knabe vor einem alten Lehrer. Jedes Landmädchen mit alltäglichem Kinderglauben, jungfräulich, sterblich, hätte ihm jetzt näher gestanden, als das Wunderwesen an seiner Seite. Er log vor Gott und vor ihr. Des Priesters Segen waren leere Worte. Dröhnend betäubte ihn der fromme Gesang und die Glocke über ihm, er fühlte das liebevolle Gedränge der Gäste hinter sich wie eine Schar von feindlichen Verfolgern, die ihn endlich erreicht hatte.

Die Feier schloß. Er atmete auf. Mit wankenden Knien führte er sein junges Weib aus dem Weihrauch der Kirche in die harte Luft des

Lebens hinaus. Hinter ihnen ordnete sich ein langer Zug. So ging es zum Hotel zurück, zur Festtafel, zu allem, was die liebevollen Gäste ersehnt und vorbereitet hatten. Lustige Musik übertönte das Stimmengewirr der eifrigen Esser und Trinker. Man pries die Braut, man lobte den Bräutigam, man würdigte die kostbaren Weine und Speisen. Lichterglanz und Blumenfülle überall, die Dienstboten festlich und zufrieden, Schönheit, Geist und Anerkennung, wohin er blickte — Sebastian wurde ruhiger. Die gewonnene Sicherheit drohte ihn nur noch einmal zu verlassen, als zum Entzücken der Feinschmecker große Fische auf silbernen Schüsseln aufgetragen wurden. Sie stammten aus dem See. Er hörte, wie Freia Messer und Gabel auf den Teller fallen ließ, und fühlte, daß sie ihn ansah. Er wagte ihrem Blick nicht zu begegnen und unterhielt sich eifrig mit seiner lustigen Nachbarin. Es sauste ihm in den Ohren, denn er hörte, wie sein Vater, der schon weinselig war, Freia immer wieder aufforderte, doch den köstlichen Fisch zu kosten. Dann wurde er plötzlich gewahr, daß er selbst in zerstreuter Pein schon ein großes Stück verzehrt hatte, und daß seine vegetarische Lüge an der Hochzeitstafel zusammenfiel. Aber hier setzte sein Trotz ein. Endgültig sagte er sich, daß er ihren Unmöglichkeiten nicht zum Opfer fallen dürfe. Sie war jetzt sein Weib, sein Besitz — sie hatte zu gehorchen. Wortbruch in ihrem Sinne war nicht mehr Wortbruch. Hastig sprach er den schweren Weinen zu — sie wirkten, wie er wollte. Ein Glücksrausch erfüllte ihn endlich. Mit leuchtenden Augen

hörte er die Reden zu seiner und Freias Ehre. Er antwortete, und als er sich unter allgemeinem Jubel zu der Geliebten wandte und sie zu küssen wagte, erfüllte ihn eine erschrockene Dankbarkeit. Weder Angst noch Groll erblickte er in Freias halb geschlossenen Augen — nur eine leise, milde Trauer. Ihre Wangen waren heute warm wie menschliche Wangen, sie blieb schweigsam, aber sie hatte Demut gelernt.

Ein stolzer Marsch ertönte. Unter seinen Klängen hob man die Tafel auf und zog ins Freie hinaus. Es war schon dunkel geworden, ein warmer, duftender Sommerabend umfing die Erhitzten. Auf der breiten Terrasse, die dem See sich zuwandte, und unten am Ufergelände wollte man tanzen. Das schlug Franzl, der Leiter des Festes, vor. Sein Vorschlag wurde mit Jubel aufgenommen. Bald walzten die Paare in heißer Freude dahin, oben und unten, umsprüht vom Feuerzauber der Illumination. Schwarz und still lag der See, die Berge jenseits waren verschwunden, nur die Gipfelzacken zeichneten sich silberblau am Sternenhimmel ab.

Auch Freia tanzte. Anfangs mit Sebastian, dann mit allen, allen Männern. Ein glutvolles Entzücken warb um sie. So hatte noch kein Weib getanzt. Die Männer beteten zu ihr, die Frauen umstanden sie neidlos. Der Donauwalzer wurde zum Gottesdienst der Wiener. „Ich hab' ihn mit der Donaunixe getanzt!" rief ein junger Mensch, als er taumelnd von Freia abließ und zu seinen besorgten Eltern zurückkehrte. Er war totenbleich, aber von einer unsichtbaren Krone gekrönt. Sebastian er=

schrak. Ein Stern fiel funkelnd über den Nachthimmel. Die Nixe der Donau war es nicht — aber nur er wußte, wer sie war. Galt das nicht als höchster Preis und Segen eines Gatten? Früher! Jetzt war er beladen und umstrickt von ihrem dunklen Geheimnis. Er konnte sich nicht an ihr freuen. Er tanzte nicht mehr. Er stand abseits und ließ Freia nicht aus den Augen. Die jungen Männer bestürmten sie, allein einen Tanz zu tanzen, etwas, was sie für einen Nationaltanz aus ihrer Heimat hielten, und was sie ihnen einmal versprochen hatte. Freia wandte sich, seltsame Glut in den Augen, zu Sebastian. „Darf ich?" rief sie etwas scharf, wie mit lockender Hexenstimme. Er schüttelte den Kopf. Sie aber begann ihn trotzdem, den Tanz ihres Heidentums, ihrer fernen Gewalten. Ganz allein, auf der mondbeglänzten Veranda. Und wer spielte dazu? Wen hatten die Trunkenen überredet, die Geige zu holen, allein sie zu begleiten, mit einem schrankenlosen Liede seiner Phantasie? Der Bucklige war es, Fiselinus. Mit ohnmächtigem Haß erblickte ihn Sebastian. Aber Eifersucht und Hohn erstarben auf seinen Lippen. Der Künstler war zu stark, und stärker noch die entfesselte Gottheit. Stumm, gebückt, in sehnsüchtiger Spannung umringte die beiden die dunkle Schar der Gäste. Bald sahen sie auf die groteske Gestalt des Geigers, bald auf die wundersamen Linien der Tänzerin. Sie waren eins in ihrer rätselhaften Gewalt und hatten doch noch nie miteinander gesprochen. Plötzlich aber endete Fiselinus jäh, und Freia stand starr wie ein Marmorbild auf den Stufen.

Sie sah, wie er, auf den See hinaus. Und die Blicke aller folgten ihnen. Ein Aufschrei. Dort! Der Scheinwerfer war von der Hand des verträumten Maschinisten auf den See gerichtet worden. Taghell, wie flüssiges Silber, lag er jetzt da. Und war besät, besät, vom nahen Ufer bis jenseits zu den fernen Schilfbuchten, mit schimmernden, neugierigen Fischköpfen. Tausende von Zuschauern hatte Freias Tanz gehabt, das sah man jetzt. Sie drängten sich, gebannt, verzaubert, immer zahlreicher, immer näher an das Ufer. Und plötzlich enthüllte sie das tückische Licht. Sie hielten ihm eine Sekunde lang stand in namenloser Überraschung — dann aber verschwanden sie alle, als hätte eine Riesenhand sie ins Wasser hinuntergeschlagen. Glatt lag der silberne See.

Die Gäste faßten sich. Sebastian mühte sich um Freia, die in die Kniee gesunken war. „Sie hat sich erschreckt", flüsterte er.

„Was war denn das?" fragte eine Dame betäubt, aber lächelnd.

„Täuschung, Täuschung. Das macht das plötzliche Licht. Da glaubt man alles mögliche zu sehen. Namentlich, wenn man was Gutes getrunken hat."

Das beruhigte die Gemüter. Man sah sich nach dem Geiger Fiselinus um. Er war verschwunden.

Sechstes Kapitel

Mit Gloß war seit Freias Hochzeit eine große Veränderung vorgegangen. Voll Sorge beobachteten ihn die Tiere im See. Achtlos und langsam, wie mit halb gelähmten Flossen, schwamm er beständig im seichten Uferwasser umher, als ob die verborgenen Netze und heimtückisch ausgelegten Angeln nicht vorhanden wären. In die Köder zu beißen, lief er freilich nicht Gefahr, denn er hatte keinen Appetit mehr, und an den Sackgassen der Netze kam er immer wieder vorbei. Sein Sinn war tief beschwert. Wer wußte etwas davon? Wer konnte es richtig einschätzen, was den Zweihundertjährigen aus seiner Lebensbahn gebracht hatte? Er hatte Freias Hochzeitstanz gesehen. Die törichten Fische waren davon bezaubert gewesen, denn es war der Wodanstanz, die höchste, heiligste Ekstase der nackten Seele, die wenige Minuten dauerte und viele Jahre an Lebenskraft forderte. Die Menschen kannten ihn nicht. Wenn sie ge-

wußt hätten, was sie sahen, so wäre ihnen das Herz dabei gebrochen. Nur der zwerghafte Geiger, der zu ihrem rasenden Tanz gefiedelt hatte — er schien die Bedeutung des Zaubers zu ahnen. Und brauchte nicht zu sterben daran — das ahnte Glotz. Aber der Karpfen wußte, welche Ursache, welche Folgen der Tanz für Freia hatte. Schon hatte die Strafe ihres Verrates sie ereilt. Schon packte sie das Unheil, sich an einen Menschen verkauft zu haben. Denn der Wodanstanz, der die Nixe am schönsten gemacht, war kein Jubel, kein Blühen ihrer Jugendseele, wie die stumpfen Menschen wähnten — er war ihre wildeste Klage, ein Gebet um Erlösung zu dem nie gerufenen Gott, eine Preisgabe jeglichen Friedens, jeglicher bescheidenen Sicherheit. Ihre Glieder schrieen, wenn sie so tanzte. Ihre Augen baten um Blindheit mit feurigem Strahl. Ihr Mund war versiegelt. Keine Befreiung, keine Erkenntnis, kein Kuß in dem allen. Der alte Glotz wußte es wohl. Er hörte ja auch aus dem Walde das Weinen der Vögel, nicht nur ihr Lachen. Die wilde Liebessehnsucht der Einsamen, nicht nur ihr vereinigtes Gezwitscher. Er wußte, daß die schillernden Glasflügel der Insekten im Sonnenkusse erlahmten, daß kein wirres, sinnlos seliges Tanzen den Mückenschwarm über dem See bewegte, sondern ein Daseinskampf von Tausenden, ein Leben und Töten von Millionen, sichtbar und unsichtbar für Menschenaugen, überall erbitterter Kampf. Aber die Menschen schienen das nicht zu verstehen. Nicht zu wissen, was es hieß, durch die Sonne leben und an der Sonne sterben, einen Tag

nur von Gott geschenkt zu erhalten in dieser lichten Welt. Sie klagten um das Froheste und freuten sich am grausigsten Leid. Glotz erinnerte sich, daß eines Abends ein Jäger aus dem Walde hervorgetreten war und einem jungen Weibe, das seine Heimkehr erwartet, die Beute gezeigt hatte. Es war ein Fasan, paradiesisch schön und stark, die Brust wie mit Edelsteinen besetzt, Schnabel und Füße keusch wie aus Gottes Künstlerfingern, das Gefieder weiche Farbenwunderseide. Der wilde, freie Vogel war von einer Kugel durchbohrt worden. Schlaff und starr hing er jetzt in der Faust seines frohen Mörders. Ein entweihtes Rätsel, ein zu Tode gehetztes Kind. Und ein Braten für des Menschen Küche. Das hübsche Weib klatschte in die Hände und streichelte die Leiche sogar. Sie konnte es nicht fühlen, was so traurig war, sie liebte sogar den Jäger noch mehr darum und wanderte an seinem Arm nach Hause. Glotz aber nahm sich vor, nie wieder ein Kind des Jägers, das sich beim Baden einer Untiefe näherte, durch sein Dazwischenkommen heilsam zu erschrecken, so daß es ans rettende Ufer kam. Die Rechnung blieb ewig ungleich. Menschen jagten Tiere, die sie zur Nahrung brauchten — Tiere aber ekelte der Mensch, und sie dachten, wenigstens am Güldensee, nicht an solchen Leckerbissen.

Arme Freia — sie werden dich fressen, seufzte Glotz. Denn du — du frißt sie nicht. Könnte ich dich warnen. Aber du meidest mich. Du blickst nicht hin, wenn du am Ufer wandelst, wo ich liege und harre.

Auf die Berge und in den Himmel blickst du. Neulich sah ich, wie du dich ruhig von einer Wespe stechen ließest, wie zur Buße. Du erschlugst sie nicht, du nährtest sie mit deinem Blut. O Freia, die Wespe konnte zu dir gelangen, und ich — —?

So klagte Glotz. Das Getier im See wunderte sich darüber und begriff ihn nicht. Sie sahen Freia als glückliche Herrin der Menschen und des Landes. Sie zu beneiden tat ihnen wohl, weil sie so sicher in ihrem Versteck waren. Wer mochte die Stolze bedauern? Nein, ihre Neugier hielt sie beständig im Bann, es war jetzt lustig am Güldensee, jeder Tag brachte eine neue Überraschung. Und wie bequem war es doch für kalte Fischköpfe, den gefährlichen Lebensweg einer Verwandten verfolgen zu können, ohne ihn mitmachen zu müssen. — —

Sebastian verfiel inzwischen einem heftigen, aber kleinen und ergebnislosen Kampfe. Hinter alles, was ihm jetzt als Erfolg seines Strebens entgegentrat, mußte er ein bitteres Fragezeichen setzen. Das nährte seinen trotzigen Stolz, aber es umnebelte auch den Himmel seines Glückes. Das Haus gedieh, er konnte es kaum herbeischaffen, was der wachsende Fremdenstrom von ihm forderte — aber war der Grundstock seines Reichtums nicht das böse Teufelsgold aus dem Erdinnern, einem scheußlichen Dämon abgerungen? Was hätte der Kaufmannssohn vom Alsergrund darum gegeben, wenn es in ehrlich abgegriffenen Dukaten geprägt gewesen wäre. Er hatte jetzt den dumpfesten Respekt vor jedem, der es

bürgerlich nachweisbar erworben hatte. Hier erst fühlte er sich ganz als Mensch unter Menschen. Die Märchenstunden, die ihn mit der Nixe umsponnen hatten, waren halb vergessen, und der furchtbare Raubzug zur Goldquelle, den er mitgemacht, konnte und durfte nur ein abgeschüttelter Traum sein. Sebastian wäre jetzt so herzlich gern im Glück auch ‚brav' gewesen. Es kam ihm nicht darauf an, das Grundkapital für eine neue Kirche zu stiften, sich von armen Leuten überlaufen zu lassen, wie ein frommer, überzeugter Wohltäter. Er weinte oft um das Glück, das ihm so nahe lag und doch ferner, als in den Tagen der Armut. Er grollte Freia, denn sie, die Allwissende, höher Geartete, sie hatte ihn nicht gewarnt. Sie war nur ihrer wirren Verliebtheit gefolgt. Und nun? War sie sein Weib? Hatte er sie, sie ihn errungen? Er glaubte nicht mehr daran, denn er war nicht fähig, die Antwort einzig aus dem Grunde ihrer Seele zu erlauschen. Er holte sich von der Meinung der Mitmenschen sein Urteil. Er schwelgte mehr darin, von der Menge beneidet zu werden, als in einsamem Glück zu besitzen. Er fühlte sich beobachtet, nicht bewundert. Er fürchtete Verrat, nicht Neid. Der Zauber, der Freia von allen anderen Frauen unterschied und der höchste Stolz ihres Besitzers hätte sein müssen, wurde ihm allmählich zur Last. Er hätte jetzt lieber eine gewöhnliche Köchin, die gut lieben und arbeiten konnte, zur Frau gehabt, als die verkappte Gottheit. Immer graute ihm vor einem plötzlichen Zerreißen des Schleiers, vor dem Augenblick, wo man mit

Fingern auf ihn zeigen, ihn verhöhnen und den Fischschweif entdecken würde unter einem keuschen Frauenrock.

Was aber das schlimmste für Sebastian war — er fühlte sich als Mann von ihr ferner. Ferner und geringer. Sie sah auf ihn herab, es konnte nicht anders sein, und das ertrug er nicht. Seine Leidenschaft wurde allmählich jammernde Bitte. Freia hatte nur noch mitleidige, zuweilen auch bittere Gewährung, wo er beglückte Unterwerfung forderte. Fordern konnte — er, der schönste Mann von Wien, der Hausbesitzerssohn aus dem Alsergrund. Mit einer langen Liste der buntesten Abenteuer konnte er sich brüsten. Er war es gewöhnt, den Gott zu spielen — das Weib, das sich ihm gab, hatte dazu kein Recht. Aber sie spielte es ja auch nicht, sie war es. Da steckte der Stachel. Da brannte die Wunde, die nicht heilen wollte und sein Glück zerfraß. Nie kam Sebastian über ihr höheres Wesen weg, das er Hochmut, Dünkel, ja Schamlosigkeit nannte, nur um es klein zu bekommen, unter sein eigenes Selbst. Aber er war hier machtlos. Was auf Menschenfrauen gewirkt hatte, verstand sie nicht, und wo er sie hätte unterdrücken können, da wagte er nicht, sie zu unterdrücken.

Die Sorge und Bangnis der Nächte warf ihre Schatten allmählich auch auf den Tag. Seitdem er einmal um Mitternacht erwacht war und das Lager neben sich leer gefunden hatte, seitdem er ans Fenster gestürzt und Freia draußen im Mondlicht am Seeufer erblickt hatte, im Hemd,

das Haar vom Winde zerweht, mit starren Augen dann zum silbernen Wasser hinunterschreitend — seit jener Stunde traute Sebastian ihr nicht mehr. Er war ihr damals nachgeeilt, von Frost und Entsetzen geschüttelt, er hatte sie beschworen, in das Haus zurückzukehren, und sorgfältig hatte er nachgeforscht, ob sich kein Beobachter zeigte. Aber sein Vertrauen war hin, und ihrer Versicherung, daß sie sich unsichtbar gemacht, schenkte er keinen Glauben. Wie leicht konnte jetzt ein Mitwisser seines Geheimnisses im Hotel leben. Wie nachdrücklich war er gewarnt worden, ihrem Schwur, daß sie sich völlig von ihrem früheren Dasein gelöst hätte, zu glauben. Sein besonderer Haß aber richtete sich gegen den Geiger Fiselinus. Auch der Bucklige war schon beobachtet worden, wie er in hellen Nächten am Seeufer gewandert war, und mehrmals hatte man die Seelenstimme seiner Geige aus dem wallenden Nebel vernommen.

Da ihm sein plumpes Herrengefühl aber doch noch das Glück einer gewissen Sicherheit gab, übersah er, wie sie allmählich gegen ihn erkaltete. So gern und demütig sie auch den Menschen in ihm kennen lernen wollte, in ihm allein den echten und guten Menschen — mehr und mehr fühlte sie sich doch in sich selbst zurückgedrängt, und sie erkannte, daß hier kein Halt und keine Wahrheit war. Dieses Schwanken, wo Festigkeit einzig helfen konnte, diese Wehleidigkeit vor jedem Übel, das einfach unter dem Willen zum Frohsinn erstorben wäre — sie kämpfte anfangs

dagegen, doch als sie erkennen mußte, daß Sebastian sich in dem Treibhause seiner Stimmungen wohl fühlte, ließ sie ihn darin. Schwerer aber noch wurde ihr der Entschluß, daß sie auch ihr Mitleid, das sie seiner feigen Schwäche statt der Bewunderung gern geschenkt hatte, aufgeben mußte. Dieser empfindliche, selbstbewußte, reizbare Ehrenmann hatte nicht das geringste Bedenken, sich seinen Mitmenschen gegenüber, wo es der Vorteil verlangte, völlig zu verwandeln. Er kroch, er steckte Beleidigungen ein, er machte schmutzige Geldgeschäfte, und sein stolzes Herrentum bewies er eigentlich nur den Dienstboten gegenüber. Sein Gesinde behandelte er am schlechtesten, und Freia hatte das Gegenteil erwartet. Jeder gute Diener schien ihr der besonderen Liebe des Herrn wert. Aber auch bei den Unterdrückten erlebte sie eine Enttäuschung. Das Gold oder Geld, wie Sebastian es nannte, hatte überall die gleiche Macht. Ihm zuliebe machte man sich abhängig von seinem Besitzer und zog sich in geheimen Trotz und schillernde Falschheit zurück. Dieses ungeheure System der Geldabhängigkeit war es überhaupt jetzt mehr und mehr, was Freia als Verhängnis der Menschen erkannte. Auch sie hatte in ihrem See gehaßt und geliebt, gelacht und getrauert, Feinde und Freunde waren ihr begegnet — aber sie kannte nur das wahre, ausgelebte Gefühl, das freie, im Boden der Natur wurzelnde Nebeneinander der Persönlichkeiten. Niemand diente oder buhlte um die Neigung des andern in ihrer Welt. Jeder, dessen Empfindung sich nicht anschließen wollte, war sofort

seiner Freiheit und eingeborenen Würde wiedergegeben. Wie anders war es bei den Menschen. Welcher Knäuel von Lüge, Feigheit, Roheit, Unbeständigkeit. Abhängig leuchtete in blutroten Flammenzeichen über jedem Leben. Und unheimlich verlockend wurde es für Freia, nachdem sie ihre bleischwere Erkenntnis auf sich genommen hatte, nachzuforschen, tiefer einzudringen, immer mehr zu wissen von Menschenweh und Menschenerniedrigung. Dazu verhalf ihr, ohne daß sie sich wehren konnte, ihre göttliche Gabe, sich unsichtbar zu machen. Wie ein Reh durch den Frühlingswald in den Kreis der lauernden Schützen rennt, so irrte jetzt Freia aus dem Paradies ihrer Blindheit in die furchtbare Hölle des Sichtbaren. Sie mochte, von heißer Neugier getrieben, lautlos unter den Gästen weilen, von ihren Blicken wie eine fühllose Marmorsäule getroffen, sie mochte im Bureau des Hotels die Gespräche der Beamten hören, am Seeufer das Geflüster spielender Kinder — überall schnitt Falschheit und Würdelosigkeit in ihr Herz, überall lag das Netz der Abhängigkeit, das keinen aus seinen Maschen ließ. Die Gäste verachteten Wirt und Wirtin, die Beamten die Gäste, die Kinder ihre Eltern, da man sie in einer Lüge über ihr Selbst ließ, welche sie mit eigener Hand, wie eine Knospe, vorzeitig aufbrachen. Freia schauderte. Und sie beschloß, die Gabe der Unsichtbarkeit nie mehr zu brauchen. Sie hätte sonst dieselbe Schuld auf sich geladen, wie Sebastian. Er war in das Rätsel ihrer Natur gedrungen, sie in das der seinen. Unlösbar waren beide.

Sie stand bald ganz allein. Fremdartig war sie allen in ihrer wunderbaren Wesenheit, unheimlich und allmählich auch verdächtig. Man schwankte nur, ob man ihrem Verstande oder ihrer ehrlichen Herkunft mißtrauen sollte. Sebastian war das letztere ein Schreckensgespenst, und so unterstützte er ohne Skrupel den Verdacht gegen ihre geistige Gesundheit. Er selber urteilte natürlich liebevoll und mild, er ließ sich bemitleiden und kam so sachte in das sichere Lager der Philister hinüber. Sein ganzes Wesen schien zarteste Rücksicht für die arme, schöne Kranke zu sein. Sie mußte ja krank sein. Immer wieder traf man sie mit nackten Füßen auf den Marmorstufen der Treppe, das goldene Haar gelöst, durch ein Fenster in die Abendröte starrend. Die Stubenmädchen erzählten, daß sie den halben Tag wie eine makellose Eva in ihren Räumen umherwanderte und mit Sebastians Hund sprach, der alt und krank vor ihrer Ankunft gewesen, jetzt aber seltsam kräftig und verjüngt war. Überhaupt, was sollte man von ihrem sonderbaren Verkehr mit den Tieren denken? Libellen setzten sich ihr ins Haar, diese scheuesten Flattergeister, die nie zu erhaschen waren. Oft trug sie einen Kranz von den schimmernden Glasflüglern auf dem Haupt — die Tiere schienen den Duft ihres Haares wie Blütenhonig zu saugen. Auf ihren Wanderungen, die sie immer allein unternahm, wußte sie die Vögel an sich zu locken, und es gab Schwalben, die auf sie warteten, bis sie aus dem Hotel heraustrat, und dann neben ihr herflogen, als ob sie sich mit ihnen unterhielte. Auch

sah man oft die Fische wie einen funkelnden Streif im Uferwasser still verstohlen ihrer Straße folgen. Eine Kreuzotter, die sich einem spielenden Kinde genähert hatte, machte auf Freias Geheiß kehrt und verkroch sich — so war glaubhaft berichtet worden. Was sollte man davon denken. ‚Sie ist ein höheres Wesen‘, sagten die älteren Leute, ohne recht zu wissen, was sie damit meinten. ‚Nein — sie ist verrückt‘, widersprachen die jüngeren. Die Frauen glaubten damit ihren dämonischen Zauber auf die Männer entwerten zu können, während diese den keuschen Freimut der Nixe völlig mißverstanden und durch ihre Unnahbarkeit enttäuscht sich rachsüchtig von ihr zurückzogen. ‚Lieber eine Närrin als eine Teufelin im Hause‘, dachte Sebastian. Aber er fühlte sich doch nicht sicherer. Immer wieder ereigneten sich Zwischenfälle, die Freias Menschenexistenz unmöglich machten.

Das Stubenmädchen Josefine hatte Freia besonders gern — ihr konnte sie nichts Falsches oder Böses zutrauen. Da aber nun einmal der Stachel des Mißtrauens in ihr festsaß, wurde sie ihrem Vorsatz, nie mehr unsichtbar unter Menschen zu weilen, doch wieder untreu. Eines Nachmittags sprach sie das Wodanswort aus und folgte dem Mädchen lautlos in die Gesindekammer. Da saßen schon andere Mägde und tratschten beim Kaffee. Bald kam das Gespräch auf Freia. Alle hatten jetzt etwas an ihr auszusetzen, für närrisch hielt sie die ganze Gesellschaft — aber als es darauf ankam, ihrem redlichen Herzen ein Zeugnis auszustellen, und

als die anderen verstummten, wandte die Unsichtbare sich mit heftiger und stummer Aufforderung an Josefine. Die Kleine, die sie so geliebt hatte, verleugnete sie. Ihr Urteil war eine stumpfe Gemeinheit. Sie suchte den anderen dadurch zu gefallen, denn sie war von den älteren Kolleginnen abhängig. Da geschah es, daß Freia auf sie zuschritt, ihr eine schallende Ohrfeige versetzte und die Kammer verließ. ‚Ein Geist! Ein Geist!' Man hatte sogar die Tür schlagen hören! Entsetzt stob alles auseinander. Josefines Wange brannte, niemand hatte sich ihr genähert — der Spuk im Güldenseehotel war gewiß. Man hatte es längst vermutet, und bleich, mit mißtrauischen Blicken beobachtete man die Wirtin. Unter den Gästen entstand ein großes Gelächter. Diese Großstadtmenschen waren zu sehr an trockene Wirklichkeit gewöhnt — Spukgeschichten gab es nicht für sie. Sebastian lachte mit, konnte es aber nicht hindern, daß sein ganzes, weibliches Gesinde mit Sack und Pack das Hotel verließ. Sie konnten wohl sein Haus nicht in Verruf bringen, die Ungebildeten, Abergläubischen. Solange die Gäste nicht unruhig wurden . . . Aber gefährlich wurde es allmählich doch, und in schlaflosen Nachtstunden machte er Freia brutale Vorwürfe.

Nach wenigen Tagen schon ereignete sich etwas anderes, was Sebastians schwanken Lebensbau in den Grundfesten erschütterte. Freia wanderte meist unruhig im Hause umher. Eines Vormittags betrat sie unerwartet die Küche. Diesen Teil des Hotels vermied sie sonst, wie den

unheimlichen Bannkreis einer Richtstätte. Sie ahnte, was dort geschah, über ihren Willen und Sebastians Versprechen hinweg. Sie wollte es lieber außerhalb ihres Bewußtseins lassen, um nicht wieder zerstörend ins Menschenleben einzugreifen. Aber die Tür stand heute offen, sie sah etwas, was sie bannte und starr, voll entsetzter Neugier, näherzog. Eine lange, hölzerne Bank stand da in dem heißen, fettdurchdufteten Raum. Rote und gelbe Kessel leuchteten von den rauchumwallten Wänden. Die ganze Bank war mit Fischen bedeckt, mit Karpfen, Aalen, Schleien, Hechten. Die Fische waren tot. Noch stand der dienstbare Geist dieser Hölle, eine dicke, böhmische Köchin, das Schlachtmesser in der Hand, und summte einen Walzer vor sich hin, während das Blut der Getöteten auf die Marmorfliesen sickerte. Ihr zur Seite sah man einen ungeheuren Bottich, in dem es noch sehr lebendig war. Dort wälzten sich an fünfzig Fische im niederen Wasser, und eben griff die rote Hand der Böhmin wieder hinein, um ein neues Opfer zu erhaschen. Rasch trat Freia heran. Sie hatte unter den Toten mehrere Verwandte von Glotz und Fresser, den Hecht, erkannt. Um ihn, der sie im Leben stets gekränkt hatte, empfand sie jetzt die bitterste Trauer. Der kühne Räuber hatte unter dem Messer einer Magd geendet. Weiter wollte sie jetzt morden, und was packten ihre plumpen Hände da, was fing sie mit staunendem Gelächter, weshalb rief sie alle Mägde und Küchenjungen von der Arbeit zu sich herüber, als wollte sie ihnen ein Wunder zeigen? Man umstand den gefangenen Riesenfisch,

den die Köchin mit beiden Armen umspannen mußte, denn er zuckte und schlug gewaltig, er wehrte sich bis zuletzt. Es war Glotz.

„Da schaut her — das ist ein uralter Karpfen!"

„Der schmeckt nicht mehr — der hat schon Moos angesetzt!"

„Ah, was weißt du! Das Fleisch von den alten ist am besten! Der wird geschunden und gebacken, und eine pikante Soß dazu!"

„Man sollt' ihn vorher ausstellen und den Gästen zeigen! Das ist ja ein Riesenkerl! Ich denk', der Wirt hat's verboten, die alten Herren aus dem See zu holen?"

„Ah was! Was ins Netz geht, ist da! Da fragt man nicht viel! Aber ich kann ihn nicht mehr halten, ich kann ihn nicht stechen! Er schlagt mich zusammen!"

„Komm' her — nimm du ihn beim Kopf — ich halt' ihn am Schwanz — dann geht's schon!"

„Sakra! Schlag' zu! Ist das ein Mordsvieh!"

Plötzlich drängte sich Freia in den lachenden Schwarm. Zorn und Entsetzen umleuchteten ihre hohe Gestalt. Man stob auseinander. Die Köchin ließ Glotz vor Schrecken zu Boden fallen, so daß er krachend aufschlug und matt nur noch den Marmor peitschte.

„Was tut ihr! Laßt den Fisch frei! Der muß in den See zurück! Der darf nicht geschlachtet werden!"

„Aber gnä' Frau, heut' gibt's doch Karpfen bei der Table d'hôte —?"

„Habt ihr denn keine Ohren, kein Gefühl? Seht ihr denn nicht, wie er leidet? Hört ihr nicht, daß er stöhnt und schreit?"

„Aber gnä' Frau, gnä' Frau! Das ist doch ein Fisch! Der schreit doch net!"

„Ihr stumpfen, grausamen Geschöpfe! Da liegen schon hundert Leichen! Aber die hier im Bottich, die werden nicht geschlachtet — das schwör' ich euch!"

„Sie ist narrisch geworden", flüsterte der Koch, und alle zogen sich scheu von der Wirtin zurück.

„Ich tu' nur, was mir angeschafft wird, und Schimpfworte möcht' ich mir schon verbitten", grollte die Köchin, indem sie sich abwandte und ihr blutiges Messer fortwarf.

Freia kniete jetzt bei Glotz. Sie faßte ihn mit ihren beiden zarten Händen. Konnte sie ihn heben? War er nicht viel zu schwer? Einst hatte er sie getragen, am ersten Frühlingsmorgen. Unter ihrer Berührung erwachte er aus seiner Betäubung. Er starrte sie an.

„Komm, Oheim", sagte sie voll Erbarmen. Bist du verletzt? Im Wasser wird dir besser werden. Komm. Es soll dir nichts geschehen. Ich trage dich hinunter und werfe dich in den See zurück. Ich werde dich schon tragen können."

„Freia — arme Freia!"

„Armer Gloß."

„Sie spricht mit dem Fisch!!"

Ein Aufschrei entrang sich dem Küchengesinde. Alle drängten sich zur Tür und stürzten durch die Gänge des Hauses. „Eine Zauberin!" „Ah was — eine Närrin ist sie!" „Die Frau Wirtin hat den Verstand verloren!"

So zeterte es durch das ganze Hotel. Aus allen Türen kamen erschrockene Gestalten, manche lachten, manche zürnten über die Küchenrevolution. Die Ursache verstand noch keiner. Jetzt erschien auch Sebastian. Rasch entschlossen gebot er den Verstörten Schweigen und trat Freia entgegen, die seltsam beladen auf ihn zukam. Mit beiden Armen schleppte sie einen ungeheuren, lebenden Fisch, einen Zentnerkarpfen, unter dessen Last sie fast zusammenbrach. Bleich, jede Fiber Schmerz und Verachtung, stand sie vor ihm. Der seltsame Anblick legte sich wie ein eisiger Schrecken auf die Zuschauer.

„Was tust du, Freia!"

„Laß mich!"

„Besinne dich! Denke an dich, an mich! Vergiß nicht, wo du dich befindest!"

„Ihr seid keine Menschen!"

Mit diesen Worten stieß sie ihn zur Seite, so daß er taumelte, und im nächsten Augenblick hatte sie das Freie gewonnen. Angstvoll und mitleidig wandten sich die Gäste zu dem Wirt. „Sie ist wohl auch kein Mensch", flüsterte man.

„O, was glauben Sie! Sie ist nur unglücklich!" Weinend entfernte sich Sebastian und folgte Freia. Er ließ ihr den Willen, sie schritt voraus und schleppte ihren Oheim zum See hinunter. Bevor sie ihn losließ, zitternd und völlig erschöpft, hörte sie ihn noch einmal „Freia" flüstern.

„Was, lieber Oheim?"

„Ich danke dir! Komm bald! Komm nach!"

„Wenn ich noch kann!"

„Du möchtest?!"

Da ließ sie ihn los, und klatschend fiel der schwere Fischleib in die Flut. Sie wandte sich rasch, das Antlitz in die Hände gepreßt, ab. Nach einer Weile fühlte sie, daß Sebastian vor ihr stand. Sie starrte ihn an.

„Versprichst du mir jetzt beim Wohl unseres Hauses, unserer Zukunft, daß dergleichen niemals wieder vorkommt?"

Er hatte sie angeherrscht und wollte eigentlich ruhig bleiben. Sie richtete sich auf. „Ich verspreche dir nichts mehr! Ich bin ja im Menschenleben! Ihr haltet auch nicht, was ihr versprochen habt!"

„Freia, willst du mich zugrund richten?"

„Nein!"

„Schone mich, Freia!"

„Schone du mich, Sebastian!"

„So geh', du verdammtes Wassergezücht! Du glattes, fühlloses Echo! Ich will nichts mehr mit dir zu tun haben! Geh'!"

Er stieß sie von sich und stürzte in den Wald. Sie stand eine Weile, den ganzen Körper von Weh erfüllt, in düsteres Sinnen verloren. Dann schritt sie langsam den Uferweg entlang. Schon kamen Herbstnebel vom Wasser her, umhüllten sie, entzogen ihre wankende Gestalt den Menschenaugen. Aus dem brauenden Duftgewoge klang plötzlich eine leise, süße Stimme an ihr Ohr. Dicht vor ihr. Sie lockte sie gleichsam, sie rief sie mit tiefer Seelengewalt. Fiselinus' Geige war es — der Mißgestaltete mußte in der Nähe sein.

Bald war sie bei ihm. Er hockte auf einem Granitblock, wie ein Gnom, und zog mit leisem Bogen die Klage seiner Einsamkeit aus dem braunen Wunderholz. Als Freia vor ihm stand, unterbrach er sich nicht, denn seine Seele blutete, und er hatte jetzt keine Gewalt über ihren Strom. Freia hörte mit gesenktem Haupte zu. Nur das eine Mal, in der Hochzeitsnacht, als sie zu seinem Spiel getanzt hatte, war sie ihm nahe gekommen. Später war er ihr kaum begegnet, und niemals hatte sie mit ihm gesprochen. Aber sie kannten sich doch seit jener Nacht — dieses dunkle Gefühl, wie ein Schlüssel zum Tempel der Göttlichkeit, den beide besaßen, beherrschte beide.

Er schloß. Er senkte Geige und Bogen. Dann erhob er sich errötend und grüßte sie ehrerbietig. Als er sich entfernen wollte, hielt sie ihn fest. Mit ihrer raschen, wundersamen Herzlichkeit. Sie faßte ihn beim Arm, den Unberührten, und bat mit leiser Stimme: „Bleib'! Ich möchte dich etwas fragen."

„Was ich dir sagen kann, hast du gehört", war Fiselinus' leise Antwort.

„Ist dies deine wahre Stimme?"

„Ja."

Sie dachte nach. Sie war ruhiger geworden. „Geiger, ich möchte eines wissen", sagte sie dann, indem sie ihn ringend ansah. „Kennst du die Menschen?"

„Ich kenne die vielen und die wenigen."

„Was meinst du damit?"

„Ich weiß, daß die vielen roh und alltäglich sind — sie nennen sich Menschen und werden es nie. Aber die wenigen —"

„Die wenigen?"

„Die haben gelitten und ehren das Leid. Von jeder Kreatur."

„So bin ich immer nur an die vielen geraten."

„Das weiß ich."

„Wofür hältst du mich?"

Er sah sie mit seinen großen, dunklen Augen an. Freia staunte, wie schön sie waren.

„Du bist das schönste Weib, das ich je gesehen habe. Es ist ein Leichtes, dich für überirdisch zu halten, nicht von dieser Welt. Es schmerzt einen Mann, der die Erde lieb hat. Er möchte gern glauben, daß es Wesen wie du auf Erden gibt. Aber ist nicht alles sterblich Geborene irdisch? Oder bist du nicht sterblich?"

„Nein."

Sie weinte. Es war kein Entsetzen, das ihn da packte, sondern der höchste Flug seines Daseins. Er fürchtete sie nicht. Er näherte sich ihr, als wollte er den Saum ihres Kleides küssen. Durch den Nebelschleier glühte jetzt matt, wie unter Tränen, die silberne Mittagssonne.

„Warum weinst du?"

„Weinst du nicht auch mit deiner wahren Stimme, dort, auf der Geige, die dir Gott gegeben hat?"

Er kniete vor ihr. „Ich frage dich nicht, wer du bist, denn du hast mich nicht gefragt, was die Menschen den Künstler fragen. Wir kennen uns lange. Laß' mich dir dienen. Ein häßlicher Zwerg im Wegstaub der Königin — so sieht es die Welt. Ein einsames Lichtlein für zwei im Walde Verirrte — du für mich und ich für dich. So wissen wir es. Denn die Seelen sind sich verwandter als die Körper."

„Warum bist du ein häßlicher Zwerg?"

„O, Vater — das fragt dich die Schönheit der Welt!"

„Wie?"

„Ich bin enterbt. Das siehst du doch. Ich liebe und darf nicht lieben."

„Ich verstehe dich nicht, Geiger. Zwerge sind edle und mächtige Wesen. Sie kennen die Wege ins Innere der Welt, und der Himmel leuchtet ihnen noch im Kern der Erde. Wie oft habe ich mir gewünscht: O, wär' ich ein Zwerg. Und häßlich? Die Menschen sagen schön und häßlich und verstehen es nicht . . ."

„O, das ist wahr. Wie wahr es ist, kannst du nicht ermessen."

„Vielleicht? Du stolzer Geiger, traue mir nicht zu wenig zu. Und sei nicht traurig. Glaubst du, daß ich zu den vielen gehöre? Nun also. Ich sage dir, du hast keine Mißgestalt, denn es ziemt keinem Geschöpf, die Natur in sich selber anzuklagen. So, wie du bist, so bist du gewollt. Etwas seltsames, feines, einziges, wie die Distel dort, der bröckelnde Stein, die zottige Hummel. Du weißt es wohl nicht — ich kann es dir sagen: kein Tier will anders sein, als es ist. Im Körperlichen gibt es weder Neid noch Sehnsucht. Kein Frosch beneidet den Fasan um sein Gefieder, kein Fisch die Spinne um ihre acht Beine. Nun lachst du. Ja, es ist auch eines herzlichen Lachens wert. Weh mir, ich kann auch nicht mehr lachen unter den Menschen."

Fiselinus kniete noch, den wirr behaarten Kopf in die Hände gepreßt. „O, ich habe kostbare Jahre in dumpfem Kummer verpraßt. In schwächlichem Selbstgenuß habe ich mich vereinsamt und die Menschen gemieden. Warum bin ich dir nicht früher begegnet? Doch nein!" Er erhob sich hastig. „So ist es nicht! Ich konnte nicht anders leben! Leiden, überwinden, abseits stehen! Du bist anders geschaffen, als ich! Du kannst nicht mit mir verwandt sein!" Er warf den Kopf zurück und betrachtete sie trotzig, fast feindlich.

„Am Ende nur verwandt mit deiner Geige."

Er nickte schwer. „Ja, das wird es sein. Und diese Geige ist kein Weib. Sie gibt mir alles, sagt mir alles — aber ein Weib ist sie nicht. Weder Geliebte, noch Schwester."

„Du wendest dich? Du willst schon gehen? Willst du mich abermals meiden?"

„Ich meide dich nicht — du begleitest mich immer."

„Was soll ich dir schenken?"

„Leb' wohl!"

„Ich will dir sagen, wer ich bin!"

„Nein, laß mir den Schleier! Ich brauche die Hülle des Möglichen! Ich bin ein armseliger Zwerg, aber beständig von Riesengewalten umgeben! Meine Mutter kannte ich nicht, aber ich weiß, daß mein Vater,

der sein Erdendasein schimpflich verpraßt hat, mit einer hohen Fee auf Berghöhen lebte! So wogt es in mir durcheinander! So hält es mich unten als elenden Wurm und gibt mir die Flügel doch zu sonnigen Gipfeln!"

„Meine Mutter war auch eine hohe Fee — —"

„Und dein Vater — —?"

„Ich kannte ihn nicht. Er war ein Mensch."

„Ein Mensch — — —?"

„Darum trag' ich, wie du, die Last und den Flug in mir."

„Das kann nicht sein! Wie ich? Wie ich?! Das kann ich nicht dulden!"

Er stürzte davon. Die Geige ließ er liegen. Sie hob sie auf, mit wehem Staunen, wie ein verlassenes Kind, und trug sie ihm nach.

Siebentes Kapitel

Sebastian bereute seine Heftigkeit. Je mehr er gegen Freia erkaltete und ihre Erkaltung fühlte, desto vorsichtiger und klüger wurde er in ihrem Besitz. Er schlug sich vor den Kopf, der erfahrene Wiener, und grollte seiner eigenen Torheit und Leidenschaftlichkeit. Hatte er denn ganz vergessen, wie er sie brauchte, das geheimnisvolle Weib? Noch einmal mußte sie ihm in den stillen Herbsttagen zur Goldquelle hinuntersteigen und Geralt, dem Drachen, neue Schätze abringen. Er wußte, wie Furchtbares er von ihr verlangte, aber er mußte es verlangen — dem Gewinn des Sommers standen ungeheure Schulden gegenüber, und noch war der Boden, auf dem das Güldenseehotel stand, nicht fest. Auch hatte sich Sebastian einem verschwenderischen Leben, wie er es ersehnt hatte, hingegeben, und der Spieler war zum Dämon des soliden Arbeiters geworden. Als das Hotel nur noch wenige Gäste beherbergte, unter ihnen Fiselinus, näherte er sich Freia und bat sie um Verzeihung. Anfangs beschämt und erfreut, wurde sie bald wieder herabgestimmt, als er seiner herzlichen An-

näherung das schreckliche Verlangen folgen ließ. Sie warnte ihn. Sie wisse nicht, ob sie diesmal wiederkommen werde, denn Geralt habe keinen Glauben mehr an sie. Den wahren Grund ihrer Furcht verschwieg Freia. Nicht Geralts Glaube war ins Wanken gekommen — der Drache durchschaute sie längst — ihr eigener hielt sie nicht mehr aufrecht. Sie wagte eine Reise ins Totenreich, ohne die Sonnenfackel des Lebens in der Hand zu tragen. Ihr Herz war müde und schwer. Wofür tat sie es? Was sollte sie dem Ungeheuer sagen? Aber Sebastian ließ nicht von seiner Bitte ab. Er schien von ihrer Erfüllung Trennung oder Wiedervereinigung abhängig zu machen. Wie er dies vermochte, begriff die Nixe nicht. Sein rücksichtsloser Wunsch gab sie ja preis, er schickte sie ja selbst in den Abgrund hinab. Wenn sie mit Gold beladen heimkehrte, war sie ihm willkommen. Wenn sie dem Raub des Goldes zum Opfer fiel — auch? Sie bebte in tiefem Gram. Dann machte sie sich rasch auf den Weg.

Während der ‚Reise‘ seiner Frau gewann sich Sebastian das Stubenmädchen Josefine, auf das er es lange abgesehen hatte. Zugleich eröffnete er einen wohldurchdachten Feldzug auf das Herz einer ungarischen Witwe, die zwar alt und häßlich war, aber ehrlich geprägte Goldstücke und Papiere besaß, die fast ebensoviel wert waren, wie Freias Zauberschätze. Er wollte sich, wenn Freia nicht wiederkehrte, jedenfalls sicherstellen, denn die kokette Dame schien ihm eine Werbung nicht zu schwer zu machen. Eine ganz geheime Überlegung aber riet ihm auch, sich ihrer für den Fall zu versichern,

daß Freia zurückkam, denn wie bald konnte eine neue Katastrophe seine Ehe für immer trennen, und an einen abermaligen Besuch der Nixe beim Drachen Geralt war kaum zu denken.

Er hatte Zeit zu seinen wichtigen Unternehmungen, denn Freia blieb diesmal nicht Stunden, sondern Tage fort. Ihr Ausbleiben beunruhigte ihn wenig, er hatte zuviel mit sich selbst zu tun. Schon fing er an, mit ihrem Verschwinden und seiner glänzenden Zukunft an der Seite der Ungarin zu rechnen, als Freia bei Morgengrauen vor ihm stand, bleich wie eine Wasserrose, das Goldhaar wirr über Brust und Schultern hängend. Sie trug den großen Sack, den sie mitgenommen hatte, zum Bersten gefüllt, auf dem Rücken. Sie keuchte, aber die Perlenhaut ihres Antlitzes zeigte keinen Schweiß. Er nahm ihr beglückt und höflich, wie einen kostbaren Mantel, die schwere Bürde ab.

„Hast du dich geängstigt?" fragte sie leise.

„Aber natürlich! Du bist ja ziemlich lange fortgeblieben!"

„Ziemlich lange? Da unten ist jeder Tag eine Ewigkeit. Ich kann niemals wieder hinuntersteigen."

Sie weinte. Jetzt strömten unaufhaltsam die ausgestandenen Qualen in Tränen aus. Ihre letzten Worte hatten ihn zwar abgekühlt, aber er faßte sich und streichelte die Zitternde. „Warum denn? War es so arg?"

„Er hat mich acht Tage gefangen gehalten. Ich sollte auf sein ekles Lager kommen, aber . . .!"

„Dieses Scheusal! Könnt' ich ihm mit meiner guten Büchse eins in die grünen Augen brennen!"

„Das möchtest du? Und nimmst sein Gold?"

„Was soll ich denn anfangen, Freia . . . Aber viel hast du mitgebracht. Sehr viel. Das reicht für lange. Fürchte dich nicht, mein Kind."

„Ich gehe nicht mehr zu Geralt. Denn wenn ich noch einmal ginge, käme ich nicht wieder. Das würde dir also auch nichts nützen."

Mit diesen Worten ließ sie ihn allein. Er sah ihr nach, zum erstenmal den lauernden, bösen Blick in den Augen, der ewig entfremdet. Verachtete sie ihn? Das war ja nicht möglich. Er wandte sich rasch dem Goldsack zu. Nachdem er noch die Türen verriegelt hatte, stürzte er sich auf den Schatz und stülpte ihn um. Es funkelte ihm rot entgegen. Er wühlte in der feuchten, bröckelnden Masse, und plötzlich schrie er auf. Eine kleine, schwarze Schlange war mit dem Golde gefangen gewesen und biß jetzt dem Befreier in die Hand. Die Angst, vergiftet zu sein, jagte ihn durch das ganze Haus zu Freia. Sie legte ihren Mund auf die Wunde, und das Gift war entwertet. Staunend empfand er wieder ihre Macht, aber in diesem Augenblick gerade wurde es ihm klar, daß er sie loswerden mußte, um sich selbst zu erhalten. Der Widersinn dieser Erkenntnis machte ihn fast wahnsinnig. Er schlich sich in Josefines Kammer, um sich bei dem dummen Kinde, das Freia eine Hexe nannte, auszuweinen.

Am nächsten Tage unterließ er es nicht, die Eroberung der ungarischen Witwe wieder in Angriff zu nehmen. Sie wollte über den ganzen Herbst bis in den Winter hinein Gast des Güldenseehotels bleiben — das legte Sebastian als Triumph und feste Hoffnung aus, während Freia sich über die dauerhafte Dame ärgerte und vergebens auf klare Herbsttage, Ruhe und Frieden gehofft hatte. Sie haßte das geräuschvolle, putzsüchtige Weib und gab sich nur zufrieden, als Sebastian dem seltsamen Geiger nicht kündigte. Sie war jetzt viel mit Fiselinus beisammen. Jeden Abend lauschte sie auf der Veranda seinem Spiel. Sie ahnte nicht, daß Sebastian inzwischen mit der Ungarin spazieren ging, und Josefine in ihrer Magdkammer vor Eifersucht weinte. Fiselinus' Geige gab sie sich selbst zurück. Sie sprachen fast nie miteinander — nur die Musik vermittelte das Bündnis ihrer Seelen. —

Als der Winter sich näherte, und mit ihm das Einsetzen einer bewegteren Zeit, wurde der Besitzer des Güldenseehotels von einer neuen, quälenden Sorge beschlichen. Wie, wenn Freia jetzt dem rätselhaften Drange ihrer Natur verfiel, zu schlafen wie ein welker Busch in der Schneefülle? Zu erstarren, monatelang, unweckbar, bis der Morgenruf des Frühlings sie weckte? Wie sollte er sie verbergen, wenn es ihr in seinem Hause geschah, wenn sie einer Toten gleich in den Räumen des Lebens bleiben wollte? Ihre Grotte suchte sie wohl nicht mehr auf — fast hätte er sie dorthin gewünscht. Wie sollte das werden? Was konnte er mit ihr

anfangen? Wurde nicht sein Bündnis mit einem höllischen Wesen dann gewiß?

Schon sah er, wie sie langsam welkte, einer Gardenie gleich, deren Elfenbeinblätter an den Rändern erschlaffen und vergilben, schon wankte ihr Schritt, verlangsamt, wie in tastendem Traum, der kurzen Grabesruhe zu. Ihre Augen schlossen sich oft und sahen in sich selbst hinein, nicht in die schneeige Weite. Das war unmöglich, das durfte nicht geschehen — über alles war er fortgekommen, aber monatelang ihren Zauberschlaf zu verbergen, das konnte sie nicht von ihm verlangen. Angstschweiß bedeckte seine Stirn, als sie ihm an der Mittagstafel gegenübersaß und nickte und plötzlich wie ein Kind entschlief. Er führte sie mit Hilfe der Ungarin auf ihr Lager. Dort blieb er stehen und starrte sie an.

„Aber Herr Wirt", sagte jetzt die gutmütige Witwe tröstend. „Sie brauchen sich nicht so zu ängstigen. Sie sind kein erfahrener Mann. Ich weiß, was Ihrer lieben Gattin fehlt."

Die Haare sträubten sich ihm. „Nun — — was?"

„Es fehlt ihr — nichts. Im Gegenteil. Sie hat etwas bekommen. Es regt sich was in ihr. Nun? Hab' ich recht oder nicht?"

Sie verließ ihn lächelnd. „Das kann nicht sein", flüsterte Sebastian. Da erwachte Freia. Sie hatte seine letzten Worte vernommen.

„Was kann nicht sein?" fragte sie unbeweglich.

„Freia — daß du dich — Mutter fühlst?! Ist es so? O, nimm die Ungewißheit von mir!"

„Es ist so. Aber wir haben wohl nicht die rechte Freude."

„Doch, doch, Freia! Was sagst du! Aber wie soll es denn werden — der Winter kommt — du gehst in deinen langen Schlaf — und das Kind, das Kind — wird es nicht daran sterben?"

Da lächelte Freia. Ein unbeschreiblich wehes und tiefes Lächeln war es. „Du törichter Mensch. Du spendest und weißt nicht, was. Du lebst und weißt nicht, wie. Was ich in mir trage, das ist es doch, um was ich dich gebeten habe. Menschenleben zumeist. Und wenn es in mir wachsen und reifen soll, so brauche ich den Winterschlaf meines Nixentums nicht mehr. So wache ich und harre ich und lerne euer wahres Glück begreifen."

Er zitterte. Er senkte den Kopf, blutrot und dann wieder leichenblaß. Er entfernte sich wie ein abermals Besiegter. — —

Der Winter brachte Freia ein Wachen, so stark, wie einst ihr langer Schlaf. Jetzt erst sah sie sich im Menschenleben um, und seltsam — jetzt erst gefiel es ihr recht. Sie begriff, wie entschieden sich Tierwelt und Menschenwelt trennten, sobald Erstarrung über die Erde kam. Der endlos rieselnde Schnee deckte offenbar viel Treibendes, Dumpfes, Unbeseeltes im Menschen zu — das Höhere seiner Bestimmung trat reiner hervor, da er nicht zu trägem Schlaf, sondern zu Arbeit und Spiel sich rüstete. Der Mutter Sonne eisig beraubt, gewann er sich am irdischen Feuer

Wärme und bewahrte im Kreislauf seines wachen Blutes, was ein schimmerndes Winterleichentuch ihm mondelang entzog. Jetzt wurde der Mensch zum Herrn der alten Erde, wie Freia es einst gehofft hatte. Unter ihm schlief es — er aber blieb munter und stark.

Durch Sebastian gewann sie sich freilich nicht diese Hoffnung. Der wurde nur ein noch beweglicherer Geschäftsmann in dieser Zeit — seine Sorge war immer nur wieder Geld und den müden Winterwanderern einen Ausgleich durch raffiniertes Behagen zu bieten. Ihren Märschen und Spielen schloß er sich nicht an — er lebte nach wie vor im Hause. Freia aber trieb es mächtig hinaus — es war ja der erste Winter ihres Lebens. Und begeisterte Kameraden fand sie sofort. All' die Schlittenfahrer und Skiläufer sahen einen wundersamen, lockenden Schutzgeist in ihr. Man staunte, wie schnell die junge Wirtin erlernte, was ihr völlig fremd gewesen war. In wenigen Tagen machte sie nicht nur die gewöhnlichen Ausflüge mit, sondern übertraf schon die waghalsigen Kunststücke der Kühnsten. „Ein Sportgenie!" riefen die Ahnungslosen. Sie freute sich an dieser Bezeichnung. Sport war ein gutes Menschenwort.

Mister Jonathan aus Birmingham aber wurde ihr eigentlicher Wanderfreund. Bald zog sie nur noch mit ihm in die Berge, Skis an den Füßen oder den kleinen Rodelschlitten hinter sich herziehend. Eifersüchtig sahen die anderen dem Paare nach, aber sie mußten Jonathan den Vorzug lassen. Niemand übertraf ihn an sportlicher Kraft und Geschicklichkeit,

niemand konnte sich auch in männlicher Schönheit mit ihm messen. Der Engländer war ein Riese, aber von beflügelter Grazie und Beweglichkeit. Wie aus Stahl die schlanke Gestalt, wie aus Bronze gegossen das schöne, etwas harte Antlitz. In seinen grauen Augen lebten Entschlossenheit, Trotz und Herrschsucht. Freia gefielen diese Eigenschaften schrankenlos, weil sie ihr noch nicht verdächtigt waren. Aber ihr klarer Blick wurde wieder getrübt, er gefiel ihr zu gut — sie vergaß, daß sie die wichtigsten Eigenschaften in seinen Augen nicht entdeckt hatte: Güte und Treue.

Er lehrte sie, was ihr zu lehren war, und als sie ihn übertraf, ließ er sich von ihr belehren. Sein Wille zur Überwindung menschlicher Unzulänglichkeit war unbegrenzt. Aber er begriff nicht, was ihn so an dem Verkehr mit ihr bezauberte. Jauchzend jeden leuchtenden Tag in Todesgefahr, die Kameradin vor sich, neben sich, hinter sich — ein Abgrund wurde zur Stufe, wenn sie lachte, ein Sturz war kindliches Spiel, wenn sie ihn aufhob und mit weicher Hand das Blut von seiner Stirn wischte. Sie maßen sich jeden Tag, sie steigerten sich gegenseitig ins nicht zu Überbietende. Staunend sahen ihnen die anderen zu. Er jagte einer Göttin nach — das wußte er nicht. Hätte er es gewußt, so wäre aus seiner dumpfen Sehnsucht klare Seligkeit geworden. Denn Furcht kannte Jonathan nicht.

Freia aber verfiel allmählich der Gefahr dieser Kameradschaft. Sie lernte vergleichen. Und wie ein Schneemann an der Mittagssonne, so

schmolz ihr alles Starke und Ehrwürdige ihres Gatten lächerlich dahin. Sebastian war nur ein Schneemann, in falscher Macht und Bedeutsamkeit von ihren Kinderhänden aufgebaut. Das erkannte sie jetzt. O, hätte sie lachen können in dieser Erkenntnis. Aber ihr graute. Sie floh davor — zu Jonathan. In ihm sah sie die Kraft der Flamme, mitten in die erstarrte Welt gestellt. Den Selbsterlöser, der nichts brauchte, als sein Ich, einen Mitfreudigen mehr als einen Mitleidigen. Nicht schwach und falsch und am Golde haftend — dem Vogel gleich, der von zufälliger Luftbeute lebt und glücklich bleibt, solange er Flügel hat. Was war dagegen dieser Abhängige, dieser Geldsammler, dieser eitle Eifersüchtige? Was war sogar die edle Geigenstimme einer traurigen, verzweifelnden Seele dagegen? Sie mußte es an sich reißen können, was ihr Glück geben sollte — es durfte ihrer Natur nicht feindlich oder fremd sein. Zu ihr gehören mußte es, und was sich lügnerisch an sie herandrängen wollte, das stieß sie in strahlender Wahrhaftigkeit zurück. Ihre Treue war nicht Menschentreue. Und doch war es jene Treue, die von den Menschen aufrichtig oder verlogen ersehnt wird. Sie gehörte sich selbst — auch im Geliebten. Sie wählte und kannte kein Verbot in ihrer Wahl. Betrug war ihr ein dumpfes sich Bescheiden, ein anders Fühlen als Handeln — Wahrheit allein die schrankenlose Hingabe, die jeden sich selbst zurückgab, den Gatten, das Weib und den Freund.

Aber begriff der Engländer diese Urmoral? War der körper-

lich Freie auch geistig frei im Weltenraum der Leidenschaft? Die Nixe zweifelte nicht daran. Sie wollte Sebastian verlassen, Jonathan folgen, als seine Lebensgefährtin erst des wahren Menschenglücks gewiß sein. Und als sie eines Tages zur Dämmerstunde heimkehrten aus dem tief verschneiten Bergwald, die Glut des Sonnenunterganges im Antlitz, da schienen sie sich plötzlich ganz zu verstehen. Das Haus im Talschatten, wo Sebastian auf sie wartete, wurde Freia heute zur dunklen Drohung. Ein Kerker, der auf sie lauerte, sie, die nichts begangen hatte, als wahr gegen sich selbst zu sein. Ähnliches mußte der Engländer fühlen. Er blieb stehen, als sie an den Rand des Waldes gelangten und zum See hinuntersteigen sollten. Er drückte ihre Hand, und sie fragte ihn leise: „Was willst du?" Er schwieg und sah sie an, wie sein Lebensziel. Da küßte sie ihn und sprach: „Wir wollen uns nie mehr trennen." —

Einige Wochen voll süßen, seligen Truges kamen jetzt für Jonathan. Er konnte sie doppelt genießen, weil das Weib an seiner Seite sie nicht als Trug empfand. Sie war glücklich. Vor Sebastian hinzutreten, ihm zu entdecken, was geschehen, und Trennung zu fordern, erschien ihr noch nicht als das Recht des ‚Betrogenen', obwohl der Engländer mit matten Gewissensbissen darauf hinwies. Sie hatte entdeckt, daß Sebastian jede Nacht Josefine besuchte, der mächtige Wirt und fromme Hüter der Moral seine niedrige Magd in der Kammer. Heimlich zu tun, was seine letzte Aufrichtigkeit war — das überließ sie Sebastian. Freia war gesonnen,

aus ihrem neuen Glück kein Hehl zu machen, es einfach darauf ankommen zu lassen, daß Sebastian das Selbstverständliche entdeckte. Schwer wurde es ihr freilich, den Geliebten von dieser Auffassung zu überzeugen. Jonathan hatte eine tiefe Abneigung gegen die große Auseinandersetzung. Er wußte sie immer wieder zu verhüten und war in der Erfindung neuer Heimlichkeiten unerschöpflich. Wege gingen sie, wo ihnen kein anderer Menschenfuß begegnen konnte, Verabredungen wurden getroffen, die eine widerliche Täuschung des arglosen Sebastian waren. So ging es Tag für Tag. Freia kämpfte gegen ihre aufsteigende Verstimmung, denn sie begriff allmählich, wie flüchtig und gefährdet irdisches Frauenglück war. Sie wartete. Sie ließ dem sonst so kühnen Manne seinen kleinmütigen Willen und warf sich dem bösen Geheimnis in die Arme, da ehrliche Enthüllung in nebelhafter Ferne lag.

Eines Tages fiel ihr auf, daß sie den Geiger Fiselinus nicht mehr sah. Seitdem sie sich einmal im Walde begegnet waren, sie zärtlich hingegeben an Jonathans Seite, und er, der kleine Einsiedler, tiefsinnig durch abendrote Bäume wandelnd — seitdem war der Geiger verschwunden. Sie fragte nach ihm, denn jetzt erst fühlte ihr stockendes Herz, wie wert er ihr war. Von Sebastian erhielt sie die folgende Auskunft: „Der? Den siehst du nicht wieder! Gott sei Dank! Der hat plötzlich die Rechnung verlangt und ist ohne Abschied, bei Nacht und Nebel abgereist. Verrückter Kerl. Ich bin froh, daß wir den ekelhaften Buckel los sind.“ —

Da es nicht anders sein sollte, ließ sie es beim Betrug. Aber ihre Hoffnung auf die Zukunft sank. Sie schämte sich vor Sebastian, sie bedauerte ihn, obwohl sie sein niedriges Treiben im eigenen Hause kannte. Ihre Ehrlichkeit ließ sie jetzt den ersten Fehler begehen, sie zeigte ihm ein so viel freundlicheres, liebevolleres Wesen, daß ihre Beweggründe ihm verdächtig werden mußten. Er urteilte nach seiner Erfahrung bei irdischen Frauen und hatte so unrecht nicht — auch Freia war jetzt erst tief ins irdische Leben verstrickt worden. Sebastian beobachtete, der Engländer aber dachte an sein Heil. An Freia dachte er nicht.

„Er weiß es," sagte er eines Abends, als sie auf der Veranda standen und in den blitzenden Sternhimmel aufblickten.

„Das kann nicht sein," antwortete sie zitternd.

„Er weiß es ganz gewiß. Er wird uns auflauern."

„Was würdest du dann tun?"

„Ich würde ihn vielleicht erschlagen."

„Du bist furchtbar."

„Und du? Was bist denn du? — —"

Sie wurden unterbrochen. In den nächsten Tagen verabredeten sie sich nicht — beide waren einer qualvollen Unruhe preisgegeben. Sie mieden einander, und Freia empfand in diesen Tagen aufs neue jene seltsame Pein, die Wonne und Weh zugleich war — ihre Mutterschaft. Sie konnte an den Spielen und Märschen nicht mehr teilnehmen, sie

mußte auf einem Diwan liegen und horchen, wie es sich in ihrem Innern regte, in leiser, gebieterischer Werdelust. Eines Tages besuchte der Engländer sie und teilte ihr mit, daß er am nächsten Morgen mit mehreren Kameraden einen weiten Skimarsch nach Bayern unternehmen würde. Er wolle mehrere Tage fortbleiben. Das sagte er mit einer leisen, gleichsam zerbrochenen Stimme, seine Augen waren offen, aber ohne Blick. Er gab ihr eine kalte, schlaffe Hand, zum erstenmal, dieser heiße Riese. Dann neigte er sich mit steinernem Gesicht und verließ das Zimmer.

Freia glaubte ihm genau so, wie er zu ihr gesprochen hatte. Sie litt und wartete. Jonathan blieb lange aus — länger, als er angegeben hatte. Sie sah mit ringenden Augen zum Fenster hinaus, in die leuchtende Winterpracht, die er, der Gesunde, jetzt allein genießen konnte. Sie wartete vom Morgen bis zum Abend — aber er kam nicht. Und es schien ihr, als ob Sebastian, dessen freundliche Rücksicht ihr verdächtig wurde, ein leises, seltsames Lächeln auf den Lippen trug. Ein spöttisches Wissen von etwas, was sie nicht wußte. Jonathan blieb aus. Und eines Mittags kam ein lärmender Trupp ins Hotel zurück — die Skifahrer, Jonathans Begleiter. Der Engländer war nicht unter ihnen. Freia stieg in die Halle hinunter, trotz ihrer Hinfälligkeit, sie sprach mit den Männern, aber ohne eine Frage nach Jonathan zu wagen. Als sie sich trostlos wieder in ihr Zimmer hinaufgeschleppt hatte, entdeckte sie plötzlich einen Brief in ihrer Manteltasche. Einer von den Skifahrern

mußte ihn ihr heimlich zugesteckt haben — es konnte nicht anders sein. Der Brief trug Jonathans Handschrift. Sie las ihn, und als die Pflegerin bald darauf in ihr Zimmer kam, fand sie die junge Frau ohnmächtig am Boden.

Er hatte sie verlassen. Sein Brief war roh und schlecht. Eine feige Flucht nur — ohne Hoffnungszeichen. Und der Ton doch so hochmütig selbstgewiß, wieder ganz der starke Mann, sobald er dem Rächer entkommen war. Irgendwo anders fand er jetzt reine, arglose Herzen, wo anders wurde er wieder der starke, betörende Held. Bis er auch dort entfloh. Ein Lügner seiner selbst. Sie schrie es in wildem Gram und zerriß den Brief. Auslöschen, austilgen wollte sie das Bild des Betrügers in ihrem Herzen. Nun erst fühlte sie, wie wohltätig Tränen waren. Sie weinte sich satt, durch viele Stunden, bis es Nacht war. Da hörte sie Schritte. Ihr Gatte kam noch einmal in ihr Zimmer hinauf. Er wollte nach der Leidenden sehen, und diese Rücksicht rührte sie jetzt tiefer, als die Seligkeit der ersten Liebesstunden. Ihr Entschluß stand fest. Sie hatte ihn noch nicht belogen — gestehen wollte sie immer. Jetzt sagte sie ihm alles, und dann wurde alles noch gut. Es war ja so klar, was sie zu ihrem Irrtum getrieben hatte — ihre und seine Schuld. Sie mußte auch ihm durch diese Aussprache eine Last von der Brust nehmen. Beichte und Klärung waren ganz gewiß der Anfang eines neuen, schöneren Zusammenlebens.

Als er vor ihr stand und sich über ihr Lager beugte, lächelte er wieder. Sie hätte ihn anflehen mögen, jetzt ernst zu sein, denn er mußte ja ahnen, was sie litt. Stockend, in sich zusammengekauert, sagte sie es ihm. Jonathan sei nicht zurückgekommen. In diese Worte faßte sie alles.

„Nicht zurückgekommen," wiederholte er mit dünner, gleichsam kochender Stimme. Ein giftiges Blitzen kam dabei aus seinen geröteten Augen.

Sie weinte und umklammerte ihn plötzlich. Er aber — er tat es wirklich — er stieß sie zurück.

„Du brauchst mir nichts mehr zu sagen!" schrie er. „Ich weiß alles! Du schamlose Betrügerin!"

„Das bin ich nicht, Sebastian!"

„Ich weiß, was du bist! Ich weiß es! Schamlos bist du!"

„Weil ich mich schämte, gestand ich dir alles."

„Was heißt das! Hast du nicht Wochen lang mit ihm gelebt? Bin ich nicht durch dich ein Gespött der Leute geworden? Predigt nicht der Pfaffe im Dorf jeden Sonntag wider dich?"

„Was kümmert mich der Pfaffe! Was kümmern dich die Leute!"

„Ja, du! Du gehst über alles weg! Nimm nur das ‚Glück' zurück, das du mir gegeben hast mit deinem Teufelsgold! Du Hexe! Es hat mir keinen Segen gebracht! Ich bin unehrlich durch dich geworden!"

„Durch mich? Ich glaube, du warst immer unehrlich, Sebastian."

„Das wagst du mir zu sagen? Und hast mich schändlich hintergangen —"

„Tat ich das nach euren Menschenbegriffen, so versteh' ich es nicht und erkenn' es nicht an. Wenn ich bei dir geblieben wäre, kalt, beleidigt, voll Haß, gezwungen dir hingegeben — dann hätte ich dich hintergangen. Ich wollte dir nie verbergen, daß ich einen anderen Mann statt deiner lieb gewann. Nur Jonathan, der Feigling, riet zum Betrug. Ich schüttelte ihn ab, ich sagte dir alles. Ist es verboten zu lieben und geliebt zu werden?"

„Reize mich nicht!"

„Gehöre ich nicht dem, der mir gehört?"

„Du Dirne!"

„Du Mensch! Du solltest mich wiederhaben! Wie kläglich du bist!"

Er zitterte, denn sie hatte ihn wie mit einem scharfen Dolche getroffen. Ein häßliches Gelächter schlug er auf und ließ sie allein. Als sie ihn nicht mehr hörte, umfaßte Freia ihren Leib, in dem das Kind erwacht war, und starrte in wesenlose Ferne. Sie sehnte sich nach ihrer Heimat. Sie dachte an den Güldensee. Und daß sie dem Beleidiger nicht entgegengeschleudert hatte, was sie von ihm wußte, sein schimpfliches Verhältnis mit einer Magd — diese einzige, echt menschliche Waffe, die sie gegen ihn hatte, fiel ihr nicht ein.

Achtes Kapitel

Was Freia im Leben der Menschen hielt, sollte der Frühling erweisen. Der Frühling, dem das Wachsen und Werden in ihrem gepeinigten Leibe entgegenharrte. Einsamkeit war jetzt die einzige Nahrung ihrer Seele — sie suchte und fand sie, wo sie zu finden war. In die dunkle Ferne der geheimnisvollen Zukunft sah sie hinaus, bis sie den Stern ihrer Wahrheit darin entdeckte. Sie sollte der Menschheit einen Menschen geben. Sie, die nicht mehr glaubte an Menschengröße und Wahrhaftigkeit. Sie sollte das tiefste, einzige Glück des Weibes erfahren und einem Irrtum, den sie in Qualen büßte, verdanken. Der Vater ihres Kindes war ihr Irrtum. Und wenn sie sich fragte, ob wohl die anderen Menschenkinder alle Wahrheiten zu Vätern hatten, so zweifelte ihre traurige Erfahrung im Innersten daran. Sie hatte ja vielen Männern ins Herz ihres Wesens gesehen. Und vielen Frauen — so kurz sie am Erdenleben teilgenommen hatte. Überall wucherte der bunte, leichtfertige Irrtum

der Sinne — Unkenntnis und Selbstbetrug — das war gewiß. Was gefehlt worden, trugen die Erben stärker in ihrer kranken Wurzel, als was gut und groß mit ihnen gewollt worden war. Geburt auf Geburt — die Leidenschaften blieben wach, die Seelen gingen schlafen. Das kommende Geschlecht war kein Ziel, sondern nur der Übergang zum Kommenden. Gab es überhaupt ein Ziel für den Menschen?

Mutter werden — wie hatte sie sich geflüchtet zu diesem gewaltigen Orgelklang des Lebens. Mutter werden — wie graute ihr jetzt davor. Sie dachte an Fiselinus. Hatte der Mißgestaltete ihr nicht gesagt, daß sein Vater ein leichtfertiger Mensch und seine Mutter eine Unsterbliche gewesen? Wie er, sah das Kind solcher Ehe aus. Wie er, hatte ein Menschengotteskind zu leiden. Was war ihm die Geige? Nur eine Zauberblume, in die schwache Hand gedrückt, um seinen empfindlichen Geist in verbotene Fernen zu locken. Nein, den Widerspruch seiner selbst zu gebären — das konnte ihr Wunsch nicht sein. Und an ihre eigene Herkunft dachte sie jetzt seltsamerweise nicht. Auch sie war eines Menschen und einer Göttin Tochter. Sie trug die Geige ihrer Sehnsucht nach menschlichem Glück im Herzen. Ein gefährliche Sehnsucht, wie die des Fiselinus. Sie hatte sie fast schon in den Abgrund gestoßen. Am Rande blieb Freia stehen. Das unsichtbare Wesen, das in ihr Leben gewann, hielt sie fest. Sie wollte zu einem Entschlusse kommen.

Als die Aprilsonne wärmer, wie mit feinen, goldenen Fingern über

ihr Lager strich, als sie wieder fühlte, was sie einst aus ihrem tiefen, glücklichen Schlaf geweckt hatte, zur Anbetung des Lichtes — da ließ sie aus sich entsteigen, was des Rätsels Lösung werden sollte, da krümmte sie sich in den irdischen Urschmerzen. Das Kind, das die Wärterin dem bleichen Vater zeigte, war seltsamer Art. Ein Knabe, ein silberfeines, fast durchsichtiges Wesen mit Haaren, wie goldene Sonnenfädchen, und mit Augen, wie blaues Perlmutter. Es schrie nicht, es starrte nur stumm in den fremden Tag. Es schien sich in den dunklen Mutterschoß zurückzuwünschen. ‚Verirrt bin ich', sagte sein blasser, winziger Mund. ‚Erkennt es und tötet mich — wozu soll ich noch bei euch verfolgt werden?' Aber der Arzt, der vor ihm stand, mit seiner Gelehrtenbrille, wollte seine ganze Kunst daran setzen, daß es sich Leben gewann — der Vater, die Wärterin, die lauernden Gratulanten vor der Tür, sie alle wollten, daß es lebte. Nur die Mutter schien es nicht zu wollen — das erkannte dieses stumme, kleine Geschöpf. Denn als die Sonne des Geburtstages unterging, und harte Abendröte den Raum erfüllte, streckte es sich plötzlich und wurde ganz steif, ganz still. Der Arzt beugte wieder seine Brille über den winzigen Körper. Er prüfte, er lauschte. Dann sagte er zu Sebastian: „Fassen Sie sich, Herr Wirt — es war nicht möglich. Das Kind ist nicht lebensfähig gewesen."

Weinte er? — Es sah so aus. Mit ängstlicher Neugier verfolgten Freias Augen seine Gestalt, als er wankend zur Tür schritt. Eine Hoff-

nung war ihm zerstört worden. Wie konnte er aber um solche Hoffnung trauern? Wäre er des Kindes ehrlicher Erzeuger gewesen, in reiner Kraft, in frohem Lebenswillen, der Gattin wahrhaft treu — so hätte das Kind gelebt. Das war ihr jetzt gewiß. Dieses Kind war nie eine Hoffnung gewesen — für ihn und für sie. Es mußte sterben. Sie reckte sich, denn ein schreckliches Behagen, ein Frohsinn fast, so furchtbar wie ehrlich, durchzuckte sie. Sie war endlich mit sich allein. Es war aus ihr herausgenommen, körperlich und geistig, was sich lügnerisch in sie hineingedrängt hatte. Sie schloß die Augen und sah in halbem Traum ein anderes Kind vor sich, ihr wahres, glückhaft strotzendes, von ewigem Leben. Draußen schaukelte es sich mit göttlichen Gespielen auf dem unendlichen Meer. Wer sollte ihr das geben? Ein Freund, der kommen mußte, rasch, gewaltig, wie die Morgensonne, und sie ihrer Welt, die auch die seine war, zurückgab?

Zum Erstaunen all der pflegsamen, schleichenden und flüsternden Menschen war sie am dritten Tage nach der Geburt schon genesen. Sie verließ ihr Lager und schritt in den leuchtenden Frühlingstag hinaus. Das Kind war hinten in den Waldbergen begraben worden — sie aber strebte zum kühlen See hinunter. Vom Eise war er befreit. Schon regten sich die Fische im Grunde — sie sah es. Der Föhnwind brauste. Die ersten Wandervögel waren aus dem Süden heimgekehrt und umflatterten Freias Haupt wie mit zwitschernden Grüßen. Aus dem Ufer-

tang flogen eben entfaltete Libellen auf und schmückten ihr weißes Gewand wie sprühende Edelsteine. Nicht matt und schleppend, eine aus tiefen Leiden Entlassene, schritt sie am See entlang — je mehr sie sich dem Ziele näherte, desto kräftiger und aufrechter wurde sie, desto heller blickten ihre Augen in die lichte Ferne. Ihr Ziel aber war die Grotte, aus der sie sonst am ersten Frühlingsmorgen hervorgetreten, wenn Gloß, ihr treues Reittier, auf sie wartete. Sie wußte noch nicht, was sie unternehmen wollte, aber ein Erwachen war ihr auch heute gewiß, ein Wiedersehen mit allen, die sie verlassen, und die ihr sicher verziehen hatten. Schon erreichte sie die Sandbank vor der Grotte, schon sah sie den gebrochenen Baumstamm wieder, der den ahnungslosen Sebastian einst getragen, schon wollte sie durch ihre hohlen Hände den Oheim Gloß herbeirufen, daß er sie auf seinen moosigen Rücken nähme und hinübertrüge über die blaue Flut — da hörte sie plötzlich hastige Schritte hinter sich. Ihre Hände wurden von einem atemlosen Verfolger gepackt. Sie wandte sich erstarrend um — Sebastian stand vor ihr.

Er sah sie durchbohrend an. Sie wußte nicht, war es Haß, war es Liebe. „Du willst — —!?" flüsterte er mit heiserer Stimme.

Es war ihr plötzlich leicht, sich von seiner Umklammerung zu lösen. Er fiel gleichsam wie etwas Lebloses vor ihr ab. Traurig, aber unbeirrbar sah sie ihm in die glühenden Augen. „Ja, ich will, Sebastian. Versuche nicht, mich zu halten. Ich kehre in meine Grotte zurück."

„Ist das deine Treue? Ist das dein Ernst? Alles soll ich durch dich verlieren — alles?!"

„Ich verstehe dich nicht. Was verlierst du durch mich? Eine Pein, eine Angst und einen Irrtum."

„Weib, du hast mir mein Haus und mein Kind gegeben! Mein Kind mußte sterben, weil es von dir kam. Und mein Haus —"

„Dein Haus wird leben bleiben."

„Nein! Das fühl' ich ganz gewiß! Es wird in die Erde sinken, wenn du nicht mehr darin bist, denn du wirst dich an mir rächen!"

„Armer Sebastian! Hab' ich deine Träume so vergiftet? Hättest du mich doch nie ins Menschenleben geholt."

„Ich lasse dich nicht! Hab' ich dich gefangen, du Kobold, so sollst du auch bei mir bleiben!"

„Hüte dich! Nimm deine Hand von mir! Ich habe dir immer nur Gutes getan und will es auch ferner tun! Du hast von mir nichts zu fürchten!"

„Von wem sonst?"

„Nur von dir selbst. Es steckt ein Wurm in deiner kranken Seele. Darum hab' ich lange getrauert, Sebastian, denn als ich in den Apfel tief hineinschnitt, fand ich ihn. Nähre ihn weiter mit deinem Besten, du Armer — du kannst ja nicht anders. Wenn ich bei dir bliebe, würde er dich schnell verzehren, und ein sorgloses Alter wäre dir nicht mehr gewiß."

„Spottest du? Blickst du so erhaben auf mich nieder? Hab' ich nicht auf mich genommen an Last und Lüge, was nie ein Mensch getragen hat? In schmutzige Unwahrheit hab' ich mein Heiligstes gezogen, meine Ehe und mein Glück! Eine Maske hab' ich getragen dir zu Liebe vor allen meinen Mitmenschen! Niemand weiß es, wie ich gekämpft habe für dich — nur du allein! Mit Bitterkeit hast du mir alles umhüllt, was sonst süß und gut für mich gewesen wäre! Ich habe meine Verwandten, meine Freunde, mein gutes Gewissen, meinen Gott verloren! Alles durch dich!"

„Durch mich! Und da willst du mich halten?"

„Freia, ich tat es, weil ich dich liebe! Weil ich ohne dich nicht leben kann! Verstehst du das nicht?"

„Mag sein, daß es Liebe ist, was du fühlst. Doch dann versteh' ich sie nicht, eure Menschenliebe."

„Menschenliebe? Das heißt Wohltun! Ich spreche von Leidenschaft!"

„Und ich von Wohltun. Laß deine Leidenschaft, Sebastian. Sie bewegt mich nicht. Es gab Stunden, wo ich nicht wußte, galt sie mir oder dem Golde, das ich dir geholt habe? War ich aus Fleisch und Blut für dich oder aus hartem, totem Metall —"

„Hüte dich!"

„Ich kam von diesem Zweifel ab — sei ruhig. Ich weiß jetzt, daß deine Leidenschaft beglücken kann — aber andere Wesen, als mich. Beglücke sie und mich laß ziehen."

„Du wagst diesen kalten, erbärmlichen Spott? Du Dämon! Du willst mir einreden, daß du es nicht wußtest, wie du mir untreu wurdest? Daß du es nicht für verboten hieltest, einem anderen Manne zu gehören, als mir, nach unserm höchsten, heiligsten Gesetz?!"

„Das wußte ich nicht, und darunter litten wir beide. Ich verwechselte in eurer Liebe Wahrheit und Betrug. Als ich wahr sein wollte, war es um mein Glück geschehen, und auch um deines, armer Freund. Darum laß ich dir jetzt dein Gesetz und kehre zu den Meinen zurück. Ich habe geboren, und der Tod war meine Frucht. Ich habe geliebt, und zwei Feiglinge waren meine Geliebten. Glaube mir, was du mir gabst an Menschenleben, ich hab' es teuer bezahlt. Eia! Eia! Wehe, du Wind! Fließe, du Flut! Rausche, mein Röhricht! Ich komme!"

Er glaubte sie eben noch mit eisernem Griff zu halten — da schritt sie schon, die Arme ausbreitend, mit einem wonnevollen Lächeln in die Wasserweite. Er wollte ihr nacheilen, auf die Gefahr hin, sich zu verstricken in Tang und Schilf, jetzt schon der Rache ihrer verbündeten Geister zu verfallen — aber ein wunderbarer, gewaltiger Anblick bannte ihn. Er blieb am Ufer stehen und staunte. Der Äther hatte sich rings

belebt. Ein Sausen, ein Summen, ein silbernes Zwitschern erfüllte die blaue Wölbung. Das kam von Myriaden Vögeln, die aus den Waldbergen sich zum Wasser hinuntergeschwungen hatten, wie auf einen mächtigen Sammelruf. Ihr Gewühl umschattete den strahlenden Tag, und doch schien seine Heiterkeit gesteigert. Ein Chor der Geschöpfe — nichts blieb stumm. Sie alle begrüßten Freia. Und wie in jener Mondnacht, als sie zu Fiselinus' Geige ihren selig unseligen Tanz getanzt, so hoben sich jetzt die Köpfe der Fische wieder weit hinaus aus der Seefläche. Ein Farbenprangen heute, ein übermütiges Leuchten wie von flüssigen Metallen. Und was geschah nun noch? Mit einem lachenden Griffe hatte die Nixe sich ihres irdischen Gewandes entledigt. Ein Rudel Hirsche sprang aus dem Uferwalde hervor und nahm ihre Kleider, wie frisches Gras, in die Mäuler. Freia nickte — da kehrten sie mit der Beute raschelnd in den Wald zurück. Das Weib aber schritt jetzt, nackt und makellos, wie einst, als der Mensch es noch nicht berührt hatte, in den See hinaus. Gloß näherte sich ihr — er lächelte, aber seine runden Goldaugen schimmerten von Tränen. Wartend hielt er vor ihr an — da schwang sie sich auf seinen moosigen Rücken. Und stolz, der alte Zelter, trug er sie wieder durch die sonnenwarme Flut. Der ganze Schwarm des Fischvolks eilte hinterdrein. Sebastian taten die Augen weh — es war ein unsägliches Leuchten und Flimmern. Dazu der Gesang der Vögel im Ätherblau — auch sie folgten nach — ein rauschen-

der Festchor — bis alles allmählich leiser wurde, dunkler und im Dunst verschwand.

Sebastian stand kalt und starr, wie ein Steinbild, nicht wie ein lebendiger Mensch, am Ufer. Noch eine Stunde lang. Als seine Glieder schmerzlich zu brennen anfingen, als es ihn fror bis ins Herz hinein, erwachte er. Er sah sich um. Der See lag grau und still — der Himmel hatte sich mit Wolken bedeckt. Kein Wesen mehr, weder Fisch noch Vogel, war zu sehen. Und Freia war ein Kindermärchentraum. Da schluchzte er. Ein Mal nur, ein einziges Mal. Aber es war doch echter Schmerz. Er fühlte sich arm und schönheitverlassen. Etwas Furchtbares, aber göttlich Seliges, an dem er gelitten, das er genossen hatte, war ihm genommen. Nun kam der kalte, wandellose Alltag wieder. Langsam trat er den Heimweg an. Doch schon während er, den Kopf gesenkt, die einsame Uferstraße entlangschritt, kam ihm die Überlegung seiner irdischen Lebenskräfte wieder und mit dieser sein Heil. Er fühlte sich ihr jetzt dankbar, denn sie hatte ihn ja wirklich sich selbst zurückgegeben. Die Weisheit der armen Nixe war groß. Ihr göttlicher Geist hielt beide Wagschalen in Händen — die überirdische und die irdische. Sie verließ ihn und nahm nichts mit von ihm. Kein Pfand, keinen Lohn. Sie machte reinliche Scheidung. Und seine Leidenschaft? Ach Gott, die große Leidenschaft. Er wäre an dem ungeheuren Zwiespalt des Zusammenlebens mit ihr gewiß noch zugrunde gegangen. Nun fühlte sie sich wohl in ihrem

kühlem Bereich — und er? Er brauchte sich nicht mehr zu fürchten. Das war schon hoher Gewinn. Weder vor der Welt, noch vor dem Pfaffen, noch vor der Rache der Naturgeister — Freia rächte sich nicht.

So war es gut — so wurde er ruhiger. Er wollte ihrer in Ehrfurcht gedenken — jetzt erst die Wundergabe ihres kurzen Besitzes verstehen. Dann würde er schon mit seiner und mit ihrer Seele Frieden schließen. O, wie er ihr dankbar war, wie er wieder atmen konnte, ein ehrlicher, befreiter Mensch! Befreit — jawohl, das war es. Da drüben stand jetzt sein stolzes, glückhaftes Haus, und ein Reservefond des Drachengoldes lag in verschlossenen Schränken. Und die Witwe, die reiche, liebenswürdige ungarische Witwe wohnte noch dort. Zu ihr beschloß er zunächst zu gehen. Von ihr aus wollte er seinen Besitz erst neu und ganz begreifen. Als Sebastian in das Hotel zurückkehrte, starrten ihn seine Leute mit schreckhafter Verwunderung an, denn er lächelte rosig und kam doch ohne seine Frau.

So einfach, wie er sich den Übergang ins neue Leben vorgestellt hatte, gestaltete er sich freilich nicht. Als die Nixe verschwunden war, wirkte der Traumbann, den ihre Erscheinung auf das Haus und seine Menschen gelegt hatte, nach. Das erschrockene und mißtrauische Unbehagen des Erwachens nach überlangem Schlaf lag jetzt auf allen Gemütern. Man rieb sich die Augen und fragte, was denn eigentlich geschehen sei? Die Wirtin war fort — ja wohin denn? Man hatte sie

eigentlich sehr geliebt, und jetzt trauerte man um sie, als ob nicht ein unheimliches Phantom, sondern ein leuchtender Schutzgeist das Haus verlassen hätte. Die harte Wirklichkeit, in der man nun lebte, tat weh. Man stieß sich an allen Ecken und Kanten. Während das Gesinde mit steigender, frecher Deutlichkeit eine Erklärung für Freias Verschwinden verlangte — an die Ehescheidung, die Sebastian erzählte, glaubte man nicht, solche irdischen Angelegenheiten sahen ganz anders aus — während es im Hotel zu tuscheln und zu kichern begann, feindselig, unbekümmert, redete der Herr Pfarrer im Dorfe eine freiere Sprache. Seine Vertrauten waren der Kronbergersepp und sein Weib. Die sahen jetzt die Zeit gekommen, ihre alte, unter der Asche der Abhängigkeit glimmende Rache an dem Wirt aufflammen zu lassen. Er hatte sie von Haus und Boden getrieben — das Blockhaus, das er ihnen dafür gegeben hatte, blieb den verbitterten Alten fremd. Einsam lag es oben im Bergwalde — der Fischfang war ihnen entzogen — sie lebten von Almosen und Rudergeld. Bisher waren sie von scheuer Ehrfurcht vor dem märchenhaften Aufstieg des Tyrannen erfüllt gewesen — nun aber, da sein Glück, das rätselhafte Weib, verschwunden war — mit ihm hing sicherlich alles zusammen — nun forschten sie dem Geheimnis des Bösen nach. Sie waren die ältesten Ansiedler vom Güldensee — sie verstanden sich wohl besser, als törichte Zuläufer, darauf, was hier webte und lebte mit unsichtbarer Macht. Hatte der alte Fischer nicht schon Erscheinungen gehabt, die ihm

das neumodische Volk nicht glauben wollte? War es nicht unumstößlich, daß ihm zur Dämmerstunde die Nixe erschienen war, ihn so erschreckend, daß er die Angel fallen ließ, sich bekreuzigte und floh? Die Nixe, die in der Goldquelle geboren war, tief unter der Erde — so wußten es Sepp und sein Weib von Urahnen her. Das nie zu fördernde Teufelsgold floß unter dem Güldensee, denn darum hieß er so, und kein Wasser glänzte so golden zur Abendstunde. Sie verachteten den Schatz — sie waren fromme Leute. Aber der plötzliche Reichtum des Wirtes? Und das rätselhafte Weib? Genau so sah ja die Nixe aus, die Sepp gesehen hatte. Wer konnte mit den Fischen sprechen? Wen begleiteten die Vögel? Wem schmückten Bienen und Libellen kronengleich das Haupt? War man blind im Güldenseehotel? All' das überlegten die alten Fischersleute sich raunend Tag für Tag. Und als die Kunde kam, daß die Wirtin plötzlich verschwunden sei, nachdem sie ein totes Kind geboren habe, da stiegen der Sepp und sein Weib ins Dorf hinunter und besuchten den Herrn Pfarrer und blieben gleich bei ihm, wochenlang, denn sie schienen ihm außerordentlich wertvolle Mitteilungen zu machen.

Das zeigte sich bald in den Predigten. Es wurde eine richtige, kleine Hetze daraus, fast mit Inquisition und Scheiterhaufen. Aber in diesem zahmeren Zeitalter setzte sie erst ein, als ihr Gegenstand nicht mehr zu fassen war. Die Naturforscher hatten der Kirche schon gründlich das Geschäft verdorben — der Teufel war nicht mehr beim rechten Namen

zu nennen, und was Sünde hieß, konnte ebenso gut ein Teil der geheimnisvollen Kraft sein, um die man sich in allen Schulen mühte. So lange Freia da war in ihrer verwirrenden Zauberschönheit, wagte sich kein Zelot heran. Erst als man sie nicht mehr zu fürchten hatte, machte man sie ihrem Besitzer und Beschwörer zum Vorwurf. Auch konnte man Moral und Religion jetzt auf einer ungefährdeten praktischen Grundlage schützen. Das Hotel war gegründet, der Segen des Fremdenzuflusses erreicht, die Erschließung des Güldensees unwiderruflich. Nun sollte aber auch ein Mann von amtlich abgestempelter Redlichkeit hier Herr sein — kein dunkler Abenteurer, kein Bundesgenosse unbegreiflicher Mächte, der die prachtvolle Gründung schließlich doch in Verruf bringen mußte. So, wirksam in Opportunismus und Seelsorge geteilt, eiferte der Herr Pfarrer. Sebastian spürte bald die Folgen seiner Hetze. Im Volk begegneten ihm Unlust und Mißtrauen, niemand verdingte sich mehr dem Wirt, man mied ihn offensichtlich, als trüge er ein böses Zeichen. Jetzt half kein Wohltun mehr — auch vertrug es sich nicht mit seiner angegriffenen Kasse. Die schlimmste Erfahrung aber machte Sebastian mit seinen Gästen. Die reiche Ungarin, das Ziel seiner Träume und Freias Ersatz, wurde merklich kühler, anstatt jeder Eifersucht enthoben zu sein. Sie sprach schon von Abreise und Zurückgezogenheit auf ihren Gütern. Sebastian diente wie ein Knecht um ihre gute Laune. Und ein schlechtes Gerücht schien aus dem engen Lager seiner Feinde in die weite Welt hin-

auszudringen — der Mai, der dieses Jahr besonders schön war, brachte eine große Enttäuschung. Wenige Gäste kamen und keine von denen, deren Zahlungsfähigkeit das Herz eines Wirtes höher schlagen läßt.

Ein böses Omen aber sah Sebastian geradezu in dem Eintreffen des Geigers Fiselinus. Er hätte ihn am liebsten abgewiesen, aber sein törichter Buchhalter hatte schon ein Zimmer für den berühmten Künstler reserviert. Fiselinus war noch bleicher, noch kleiner und seltsamer, als im vergangenen Jahre. Sein erdfahles, breites Gesicht mit dem zottigen, schwarzen Haarkranz, seine gekrümmte Zwergengestalt wirkten wie ein Spuk in den wundersamen Maitagen. Die Kinder fürchteten sich vor ihm, und daß er ein Geist aus den dunklen Bergen sei, der kurze Zeit bei den Menschen einkehrte, war ihnen bald gewiß. Alles mied ihn, und er flüchtete ebenso vor jeder Begegnung. Im Hotel mußte er wohnen, es gab kein anderes Haus am See, und das tiefer gelegene Dorf war fern, der Weg herauf dem Gebrechlichen zu beschwerlich. So huschte er denn erst bei Dunkelheit ins Haus, aß seine Mahlzeit auf dem Zimmer, und in der Frühe, bald nach Sonnenaufgang, verließ er schon das schlafende Riesengebäude. Nur ein paar müde Kellner und Bergführer, die vor der Tür auf ihre Herrschaft warteten, sahen den Geiger. So wurde seine Anwesenheit bald sagenhaft, und die fernen, melancholischen Klänge, die sein Instrument aus Nebel und Felsenklüften herübersandte, steigerten das Gefühl von einem überirdischen Wesen. Kecke Buben

wünschten zu erfahren, was hinter dem Geheimnis steckte — sie hatten den buckligen Geiger noch nie gesehen und stiegen jetzt den Klängen nach, um ihn irgendwo aufzutreiben. Aber vergebens. Sie fanden ihn nicht. Fiselinus ging Wege auf seiner langen, wehevollen Suche, die ein unbekümmertes Bubenherz nicht fand.

Was suchte er?

Er hatte im Winter den Güldensee verlassen, als er Freia in einen Kampf verstrickt sah, der das edelste Herz zum Sumpf der Erniedrigung herabzog. Mit reinem, frei wählendem Gemüt stand sie zwischen zwei Männern — er verstand sie so gut. Aber die Männer ließen sie nicht in sich selbst ruhen, sie griffen roh nach ihr und mußten ihr das Herz zerreißen. Das war der gewöhnliche Weg, den er sie nicht gehen sehen konnte. Da entfernte er sich lieber ohne Abschied. In einer großen Stadt aber hatte er bald darauf den Engländer Jonathan getroffen, und beim Wein war dem sonderbar Erregten das Wort entschlüpft: „Ich reise nicht mehr an den Güldensee" und dann noch: „Der Wirtin geht es sicher wieder gut." Fiselinus wußte nicht, wie viel Resignation oder zynischer Spott in diesen Worten lag — jedenfalls schloß er daraus, daß das Erlebnis mit Jonathan überwunden war, und daß Freia lebte. Es zog ihn von neuem mächtig an den geliebten See — schon im Mai traf er ein.

Da blühte es rings und sang das Preislied ewiger Schönheit. Aber

Freia war nicht mehr da. Geschieden sagten die einen — verschwunden die anderen. Geschieden und verschwunden aus Menschenlüge und Leben — das war eins. So fühlte es der Geiger. Und er wußte, wenn er in das Farbenwunder der erwachten Natur hinaussah, daß sie nicht fern sein konnte. Nicht in eine fremde Stadt jenseits des Weltmeeres war Freia gezogen, wie die Leute schwatzten, wie der verlogene Wirt ihn glauben machen wollte — im Bannkreise des Güldensees war sie noch heute, nur dorthin, in ihre wahre Heimat, konnte sie aus dem Menschenleben, das sie enttäuscht und verraten hatte, geflohen sein. So nahm er denn seine Geige und suchte sie, und als er sie nicht fand, wußte er sie doch unsichtbar in seine Nähe zu bannen. Wochenlang, durch Traum und Tag, wanderte Fiselinus auf den Uferwegen und höher, im felsigen Geröll. Bald kannten ihn die Tiere in Wald und See — sie flohen nicht mehr, wenn er kam, sie blieben ihm nahe, sie folgten ihm sogar und lauschten gebannt seinem Spiel, nicht anders, als wenn die Nixe zu ihnen gesprochen hatte. Eines Abends aber wurde er sehr müde. Er hatte sich weit verstiegen und einen beschwerlichen Abstieg zum See hinunter machen müssen. Endlich, als es schon dunkelte, und der Wasserspiegel die Metallfarben des Sonnenunterganges trug, hatte er ihn erreicht. Es war die Stelle vor Freias Grotte. Heilige Ruhe webte ringsum, die Kühle des Abends spann sich um seinen erschauernden Körper, und er ließ sich stöhnend auf den gebrochenen Baumstamm nieder. Die Geige warf er acht-

los in das feuchte Gras, als brauchte er sie nicht mehr. Mit weit hinaus gebanntem, drohendem Blick starrte Fiselinus in die Feuerkugel der sinkenden Sonne. Keine schwache Traurigkeit, ein düsteres, fast hohnvolles Wissen sandte er ihr nach. Und als sie völlig entschwunden war, schien eine Reue über seine undankbare Verwegenheit in ihm aufzusteigen, denn er verhüllte das Gesicht, und ein qualvolles Schluchzen schüttelte seinen Zwergenkörper.

So hatte Freia ihn nie gesehen. Schon lange lag sie unsichtbar auf ihrer Sandbank und hatte ihn beobachtet. Womit sollte sie ihn trösten? Ein Wiedersehen, das letzte, war kein Trost. Da gab ihr das Erbarmen den Irrtum ein, der Fiselinus' Ende war — sie verkannte noch einmal den Menschen. Sie beschloß, ihm heute zu sagen, was sie mit staunender Seele inzwischen von ihrer Mutter erfahren hatte. Von jener hohen Wildfrau, die ihr Kind mit dem wehen Lächeln verwandten Leides begrüßt hatte, als es dem Menschenleben entronnen war.

Plötzlich rauschte das Wasser, und Fiselinus fuhr empor. Er glaubte zu träumen. Da schritt sie wahrhaft auf ihn zu, wie er sie längst gesehen hatte in banger Seeleneinsamkeit. Das war sie — die Verkleidung irdischer Knechtschaft war von ihr genommen. Unverhüllter Adel, furchtlose Schönheit — er durfte sie so sehen, denn er war geweiht und gewappnet.

„Das bist du," flüsterte er.

„Ich zeige mich dir, denn du sollst nicht mehr trauern. Ich hebe dich auf aus deiner Armut."

„Laß mich versinken. Sinken in deinen See. Es wird eine kalte Wasserrose mehr aus meinem Grabe hervorblühen."

„Nein, Fiselinus. Du sollst das Menschenleben meistern wie deine Geige. Denn du bist mehr als das Menschenleben."

„Nein! Ich gehöre nicht einmal dazu."

„So löse dich von ihm. Mir ist es wie dir ergangen. Aber ich kehrte in mein Element zurück."

„Ja, wenn wir den Weg dahin zu finden wüßten! Wir werden geboren, um aus der wahren Heimat unserer Seele verbannt zu sein."

„Du nicht. Mein Bruder. Du nicht."

Er starrte in die lichte Güte ihrer nahen Augen. Bruder? Hatte er recht gehört? Was sollte das? Aber er konnte es nicht besiegen, das Zauberwort, das sie in die dunkle Tiefe seines Grames geworfen — es traf eine goldene, seltsame Ahnung im untersten Grunde.

„Du verstehst mich nicht?" fuhr die Nixe fort und verließ das Wasser. Sie zog den kleinen Geiger auf den Baumstamm nieder und setzte sich zu ihm, indem sie den Arm um seinen erschauernden Körper legte. „Hör' zu — ich will dir erzählen, was ich jetzt weiß. Als ich reuig in den See zurückkehrte, empfing mich auch meine Mutter. Drüben,

unter jenem Felsen, stand die hohe Wildfrau und öffnete ihre Arme. Ich weinte mich an ihrem Herzen aus. Als ich ruhiger war, sagte sie lächelnd: Du törichtes Kind, hast so einsam gelitten, so ganz in dir allein den schwersten Kampf gekämpft und hattest doch einen Bundesgenossen in deiner Nähe, den einzigen, der dich gestützt und dir geraten hätte. Ich staunte, ich begriff nicht, wen die Mutter meinen konnte. Da lächelte sie wieder. Erinnerst du dich nicht an den Geiger? fragte sie. An Fiselinus, der zu deinem Tanze gespielt hat, der den Geheimbund des höheren Wissens mit dir schloß? Geheimbund des höheren Wissens — so sagte meine Mutter, und jetzt begriff ich sie. Ich antwortete: Ich erinnere mich wohl an den Geiger und liebe ihn sehr. Aber ich fühlte, daß wir uns näher standen, wenn wir uns von einander entfernten. Er trug lieber ein Bild von mir in die Einsamkeit hinaus, als mich selbst, meine Nähe und meine Rede. Ich aber erkannte, daß er nur seine Geige war. Und die Geige ließ ich mir nicht entgleiten — der danke ich viel Trost und Rat, liebe Mutter. Das meine ich nicht, sagte sie leise, in schweres Sinnen verloren. Es ist seltsam, daß ihr euch nicht wirklich fandet. Aber das hing wohl mit meinem Wunsche zusammen, als ihr gezeugt wurdet. Ich wünschte im tiefsten Herzen, daß er ein vollkommener Mensch, und du — daß du doch lieber ein Lichtelb würdest —"

„Was — bedeutet das?" flüsterte der Geiger, leichenblaß, mit zuckenden Lippen.

„Höre weiter — meine Mutter erklärte mir die dunklen Worte. Erinnere dich — ich sagte dir einmal, daß mein Vater — —"

„Freia!"

„Fasse dich, Fiselinus! Mein Vater war ein Mensch und liebte eine hohe Wildfrau! Dein Vater — —"

„Laß mich!"

„Willst du fliehen?! Ohne mich zu kennen? Fiselinus! Vater und Mutter gehören uns beiden! Du bist der Erstgeborene und wurdest zum Menschen durch den Wunsch der Mutter! Als sie mich gebar, war sie schon halb betrogen und enttäuscht — da bekam ich die Nixengestalt und das menschliche Herz im Busen! Bruder! Nun weißt du, wie nahe wir uns sind! Das Erbe der Mutter wurde mir ein einsames Leben im Born der Natur und dir im Born der Kunst! Sie hatte recht, als sie klagte, daß wir uns nicht fanden! Hätten wir uns erkannt, so wäre uns beiden viel Leid erspart geblieben! Aber laß uns jetzt noch einmal unserer Geschwisterliebe gehören! Laß mich dich ansehen, unschöner Schöner du, mitleidend Genießender! Und du sieh mich an! Nur die Schwester kannst du so ohne Wirrnis, so rein, in tiefster Treue betrachten!"

Namenlose Erschütterung lähmte den Geiger. Er stand, die Arme ausgebreitet, mit brechendem Blick. Ein leiser, wehevoller Seufzer entrang sich seiner Brust, und rotes Herzblut schien ihm folgen zu müssen.

„Fiselinus!“ Sie nahm seinen Kopf in ihre Hände. „Küsse mich!“

Er blieb regungslos, und sie näherte nun ihren Mund dem seinen, sie drückte ihre warmen Purpurlippen auf seine eisigen, fahlen.

„Leb' wohl, Bruder! Du kennst mich nun und wirst durch dein Gefühl von mir erstarken. Leb' wohl! Wir sehen uns nicht wieder!“

„Warum! Warum diese letzte Höllenqual!“

„Ich habe gelobt, keinem Menschenantlitz mehr zu erscheinen. Und du bist ein Mensch, wenn du auch mein Bruder bist.“

„Töte mich!“

„Ich will dir Leben geben! Deine Kunst war bisher nur eine dunkle Gewalt für dich, mehr Verhängnis als Erlösung! Sie besaß dich mehr, als du sie! Nun wird es anders werden, Fiselinus! Jetzt hast du deiner Kunst ins Herz gesehen!“

„Und fluche ihr! Jawohl! Ich fluche ihr! Was ist die Kunst! Ich will das Leben! Ich will dich! Dich!“

„Bruder!“

„Ich soll dich nicht wiedersehen?“

„Nie mehr!“

„Ich soll die Gabe der Geisterwelt besitzen und nicht genießen?“

„Genieße sie — du wirst mich sehen, ohne daß ich da bin! Du wirst mich hören, ohne daß ich zu dir spreche!“

„Schon wieder Traum! Verfluchter Traum! Das Erbteil des Krüppels! Ich werf' ihn vor mir! Ich verachte ihn! Wachen will ich! Herrschen! Über die Menschen! Durch dich! Durch das Leben! An deiner Seite!"

Freia verschwand.

Er blickte wild umher. Er suchte sie vergebens. Still lag der See — nur der Abendwind raschelte im Röhricht. Da rief er nach ihr, in lang gezogener, öder, furchtbarer Klage: „Freia! Freia! Verlaß mich nicht!"

Es schwieg. Noch einmal tönte seine Stimme, stärker als je, in schauriger Verzweiflung: „Freia! Schwester! Dich kennen, ohne dich leben? Was verlangst du!?"

Todesstille.

Da nahm er die Geige und spielte den Wodanstanz. Entsetzt verbargen sich die Fische im Grunde. Die Vögel suchten flatternd den Wald auf. Nur die Wespen und Mücken hefteten sich an den Geiger und stachen ihn tollkühn, um ihn zum Schweigen zu bringen. Aber vergebens. Die Geige ans glühende Herz gepreßt, den blitzenden Bogen schwingend, wanderte er rund um den See, mit seltsam hüpfenden Schritten. Nicht einmal, hundertmal. Immer hastiger, immer schneller. Jedesmal, wenn seine irre Gestalt an der Grotte vorüberkam, blieb sie stehen, und das Spiel setzte einen Augenblick aus — er wartete, er glaubte

immer wieder, jetzt lockte er sie, jetzt kam sie und blieb bei ihm, den Tanz der Freiheit mit ihrem Bruder in die bestürzte Menschenwelt zu wagen — aber vergebens. Es täuschte ihn jedesmal. Und weiter zog Fiselinus, rund um den See — rund um den See sang und ächzte, heulte seine Geige. Kein Ende, kein Ende. Bis ihm die Verfolger, durch Sebastian gewitzt, von der anderen Seite entgegenkamen, ihn fesselten und den Wahnsinnigen fortschafften, zur Stadt hinunter, ins Irrenhaus. Doch bevor er sich ergeben, hatte Fiselinus noch die Geige an einem Felsblock zerschmettert. Den unversehrten Bogen bewahrte ein Hirtenknabe.

Neuntes Kapitel

Bevor Sebastians Sommergäste kamen, verließ ihn schon seine größte Hoffnung. Die Ungarin ließ ihn abfallen, als er seine Werbung wagte, und kehrte auf ihre Güter zurück. Diese Enttäuschung verwirrte Sebastians gesamten, bis ins Kleinste durchdachten und gesicherten Zukunftsplan. Dazu kam noch, daß sein bummelnder Bruder Schulden auf seinen Namen gemacht hatte, daß er die Eltern in Wien unterstützen mußte, und daß seine eigenen Gläubiger sich nicht mehr zufrieden geben wollten. Mit Freia war das Glück vom Güldenseehotel gewichen, das wurde ihm erschreckend klar und immer klarer. Was war das? Rächte sie sich doch noch an ihm? Er hatte sich in eine so schöne, anspruchsvolle Dankbarkeit hineingewöhnt, und nun — nun zeigte sie ihm ihre Tücke. Sein düsterer Fatalismus machte ihn schlaflos. Der allzu schnell Verwöhnte wurde ein mürrischer, unaufmerksamer Wirt. So litt der Ruf seines Hauses. Es gab wohl noch viele Naturschwärmer, die dem Güldensee zuliebe

schlechte Behandlung mit in Kauf nahmen, aber die eigentlichen Zahlungsfähigen, denen es ohnehin beschwerlich war, in die einsame Höhe hinaufzufahren, blieben allmählich fort und suchten bequemere Paradiese.

Ein außerordentlich heißer Sommer kam. Gewitterschwüle lastete täglich auf den Bergen, der See lag lau und regungslos. Gefahr brütete im giftgelben Himmel, und eines Abends brach sie aus. Da erkrachte es plötzlich, als ob die Engel über den Wolken auf alle Donnerpauken losgelassen wären, da riß ein furchtbarer Blitz sein Zickzack in das lastende Dunkel. Die Gäste des Güldenseehotels saßen eben an der Table d'hôte — dem Herrn von Seligmann fiel der Zwicker in die Suppe, und Miß Aberdeen wurde ohnmächtig, wodurch die sonst bezwungene Panik ausbrach. Alle erhoben sich von der Tafel — Sebastian konnte die Verwirrten nicht mehr zur Ruhe bringen. Er hatte heute auch keine Macht über sie — mit leerem Blick, von Hitze und Angst erschöpft, stand er am Fenster und starrte in das wütende Durcheinander, in den stürzenden Regen. Plötzlich aber, noch ehe man sich vom Entsetzen der Höllenmusik erholt hatte, kam ein viel stärkerer, gewaltigerer Schlag, grüner Feuerschein erfüllte den Speisesaal, und alsbald ertönte der angstvolle Schrei vom Hofe her: „Ich bin getroffen! Feuer! Feuer!" Ein Hausknecht hatte ihn ausgestoßen, man sah den Mann, vom Blitz gelähmt, am Boden liegen. Das Stallgebäude hüllte sich schon in schwarzen Rauch — wie ein mutwilliges Feuerwerk sprangen Futterbündel, in prasselnde Fun-

ken verwandelt, gen Himmel. Jetzt wurde die Panik vollkommen. Alles stürzte zu den Ausgängen. Fensterscheiben krachten und fielen klirrend zusammen, denn besonders kühne Bergsteiger hatten diesen Weg gewählt. Herr von Seligmann stieg brutal über eine ohnmächtige Gräfin fort, mit der er vor zehn Minuten noch galante Konversation gepflegt hatte — junge, viel umworbene Damen wurden von ihren bleichen Kavalieren zur Seite gestoßen. Dabei drohte dem Speisesaal noch keine Gefahr. Nur die Panik brachte Wunden, das Feuer nicht. Die Flammen drohten freilich vom Stallgebäude, wo sie immer üppiger emporschossen, auf das Hauptgebäude überzugreifen. Sebastian versuchte die dörfliche Feuerwehr zu organisieren — aber er tat es mit halben Sinnen, im Innersten wußte er, sein Hotel war verloren. Was er in der ersten Stunde, da er Freia sich gewonnen, befürchtet hatte, erfüllte sich jetzt. Die höheren Mächte waren doch mit ihr verbündet. So lange sie bei ihm war, hatten sie geschwiegen — nun aber entlud sich der ganze Grimm über den Entführer. Jetzt war er ihnen kein mächtiger Wirt mehr, sondern ein Staubkorn, das sie in die Luft bliesen. Sollte er Freia zu Hilfe rufen? Die verbarg sich gewiß im äußersten Schlupfwinkel ihrer kühlen Flut — er aber, der ihr kein Menschenglück gebracht hatte, sollte in heißen Flammen zugrunde gehen.

Tränenlos, unverständliche Worte stammelnd, irrte er umher und gab es schließlich auf, die schwerfälligen Bauern, die ratlos dastanden

und immer die falscheste Stelle schützten, zu kommandieren. Für die Gäste, die mit gerungenen Händen, dicht an einander gedrängt, ohne Hut und Mantel unter dem feurigen Himmel blieben, ohnmächtig zusahen, wie ihre Kostbarkeiten von Rauch und Wasser zerstört wurden, für seine sonst so zart behüteten Gäste hatte der Wirt jetzt weder Blick noch Wort. Er ließ sie stehen, er irrte an ihnen vorbei. Und Herr von Seligmann, der wie ein Erzvater im Kreise der Seinen vor dem brennenden Jerusalem stand, rief beschwörend, die Faust zum Himmel gereckt: „Das ist ein Wirt! In der Gefahr läßt er uns im Stich! Geld hat er von uns nehmen können, aber Rücksichten kennt er nicht! Das wird ihm teuer zu stehen kommen! Heute ist der Herr Sebastian fertig!" Mit Verwünschungen schlossen sich die Umstehenden seiner düsteren Prophezeiung an. Sebastian hörte es, ihm graute, aber er blieb nicht stehen, er wagte es nicht, zu den Entrüsteten hinzutreten, ihnen Trost zuzusprechen — sachte zog er sich von der Stätte des Schreckens zurück. Doch als er zum See entwischen wollte, wo seine letzte, dunkle Hoffnung war, stieß er mit dem dicken Pfarrer zusammen, der eben heranwackelte, um wenigstens für die Seelen zu sorgen, wenn die Feuerwehr versagen mußte. Sebastian machte instinktiv kehrt, um nicht in Fluchtverdacht zu geraten, und eilte, den pustenden Priester an seiner Seite, dorthin zurück, woher er eben gekommen war. Er hörte dabei den Pfarrer beständig unheilvolle Worte vor sich hinmurmeln und verstand nur: „Stunde der Vergeltung! Heidentum!

Sündenlast!" Auf irgend eine Opposition ließ Sebastian sich nicht ein, denn er dachte an etwas völlig anderes. Ihm war inzwischen der Umstand klar geworden, der ihn am tiefsten erschütterte, mehr als alle Drohungen von Gott und Menschen: das Hotel war nicht versichert. Oder vielmehr, es war versichert, aber bei einer Gesellschaft, die vor dem Bankerott stand. Jener Kapitalist, den er einst zur Rekognoszierung des Güldensees mitgenommen, hatte ihn überredet, sich dieser Gesellschaft anzuvertrauen. Nun war sie, wie ihr Vertreter, fallit geworden. Ein echter Abenteurer, hatte Sebastian gar nicht anders können, als das leichtfertig Erworbene leichtfertig zu sichern. Sein Wiener Gottvertrauen hatte ihn diesmal gründlich getäuscht. So billige Policen des Glaubens wurden die teuersten — auf seine Mehlspeisköchin konnte er sich verlassen, aber auf die Freundschaft des Himmels nicht.

Der Pfarrer murmelte immer noch die an den Wirt gerichtete Bußpredigt vor sich hin. Das ertrug Sebastian nicht länger. Schon wollte er den asthmatischen Eiferer anherrschen, als ihm ein Zufall zu Hilfe kam. Hochwürden stolperten über die Deichsel einer Feuerspritze und blieben wie ein darüber gehängter Sack liegen. Sebastian dachte gar nicht daran, dem Bedrängten zu Hilfe zu kommen, sondern er machte schleunigst kehrt und lief wieder mit mächtigen Sprüngen zum See hinunter. Endlich war er im Dunkel geborgen. Weitab lagen Rauch und Flammenzischen, Beten, Fluchen und Geschrei. Am Ufer blieb er

stehen, die wohltätige Kühlung dicht an den Füßen, und starrte auf das Reich seines einstigen Glückes zurück. Ein braunroter Schwall lag über dem brennenden Gebäude. Wie schwarze, winzige Zwerge standen die vielen Menschen herum, scheinbar ganz untätig, ohnmächtig der Zerstörung zuschauend. Sie schienen vor Entsetzen zu schweigen, man hörte sie hier nicht. Man sah nur das Feuer, die Funken im Nachthimmel, den Rauch und das Gewühl. Nun dauerte es schon mehrere Stunden — am Morgen war sicher alles leer gebrannt. Die Arbeit starker, heiß durchrungener Jahre war vernichtet.

Langsam wandte Sebastian sich ab und schlich den Uferweg entlang, den er einst an jenem ersten Frühlingsmorgen gegangen war. Bald stand er vor Freias Grotte. Seltsam — es regte sich nichts. Kein Fisch war zu sehen — weder Neugier, noch Schadenfreude — und heute hatte doch die Stunde der Vergeltung für alle Verfolgten und Mißhandelten geschlagen. Kein Wesen erschien, um der Zerstörung der Zwingburg zuzusehen. Es lag kein Spott, keine Befreiung über der schwarzen Wasserweite — eher ein milder Gram und eine stolze Abgewandtheit. Hoffnung keimte in Sebastian — es wurde ihm gewiß, daß Freia es war, die das empörte Tiervolk besänftigt, Hohn und Hetze unterdrückt hatte. Spurlos waren also die Tage des Zusammenlebens doch nicht an ihr vorübergegangen. Und er wollte sich ihrer einsamen Hoheit würdig erweisen. Noch einmal sollte sie ihm helfen, ihn mit Drachengold ver-

sehen, und sein neues Leben sollte ihr beweisen, daß sie keinen Unwürdigen begnadet hatte. Er setzte sich auf den gebrochenen Baumstamm und rief ihren Namen leise in die Nacht hinaus. In fiebernder Erwartung lauschte er — nichts regte sich. Da rief er sie wieder, inbrünstig, indem er sich mühte, die weiche Klangfülle, die ihm aus ersten Liebesstunden erinnerlich war, nachzuahmen. „Freia! Freia!" Vergebens. Ein Frosch hüpfte von der Sandbank ins Wasser zurück — sonst wär nichts zu hören. Er erhob sich — die zitternden Hände faltend betete er von neuem in die stumme Ferne hinaus. Er m u ß t e sie jetzt rühren. Sie konnte nicht ganz für ihn erstorben sein. Aber Freia kam nicht. Sie hatte ihn wohl gehört und stand in ihrer Grotte, unsichtbar, von Glotz bewacht, der breit vor ihrem Körper lag und die abermalige Annäherung des Menschen befürchtet hatte. Er wollte sie jetzt vor ihm schützen — um jeden Preis. Der weiche Lügner war gefährlich, wenn er verzweifelte. Glotz mißtraute Freias Liebeseinsamkeit — ihre schlafenden Sinne konnten von neuem erwachen, und dann war sie verloren. Die Nixe durchschaute seine Befürchtung und streichelte den ehrlichen Moosrücken. Er brauche keine Angst zu haben, flüsterte sie, sie sei blind und taub für Herrn Sebastian. Aber Glotz blieb auf seiner Hut.

Als der Wirt bis Morgengrauen gewartet, gefleht und gerufen hatte, verlor er die Fassung. Das verwünschte Nixengezücht sah

er nicht wieder — sie wollte ihn zugrunde gehen lassen — alles war von jeher darauf angelegt gewesen, nun gut denn — so strafte er sie jetzt mit ihrer eigenen Rache. Was sie ihm nicht zugetraut hatte, das sollte geschehen. Er ging in den Tod. Zum Bettler wollte Sebastian nicht werden. Und mit wilder Gebärde sprang er auf, rang seine Hände zum bleichen Morgenhimmel und schritt, die klappernden Zähne zusammenbeißend, ins Wasser hinab. Nicht so schnell, wie einem Selbstmörder gut tat, und ungeschickterweise an einer Stelle, wo dichtes Röhricht war, statt tiefen Wassers seichter Schlamm und die Gefahr eines wirklich qualvollen Todes. Vielleicht hatte Sebastians besseres Ich die Möglichkeit einer Rettung schon darin gesehen. Erst als er zu sinken begann und feuchte, schlangengleiche Fesseln an den Beinen fühlte, als er nicht untertauchte, sondern strampelnd sich immer ärger in den Schlinggewächsen verfing — da kroch die kalte, unerbittliche Todesangst über ihn her, und aus gepeinigter, ehrlicher Seele rang sich würgend ein Schrei nach Hilfe. Als Freia dies vernahm, stieß sie den bestürzten Glotz zur Seite und schritt rauschend, aber nicht allzu geschwind auf den Geängstigten zu.

„Sebastian," fragte sie sanft und beugte sich wie über einen seltenen Fund im Wasser. „Was tust du da?"

„Kommst du endlich!" rief er ächzend. „O Freia! Ich will sterben!"

„Dann rufst du nach Hilfe?"

„O, spotte nicht!! Ich kann auf diese Weise nicht zugrunde gehen! Ich will einen ehrlichen Tod sterben!"

„Aber wann?"

Auf diese seltsame Frage fand er keine Antwort. In aller Angst sah er doch prüfend in ihr Antlitz auf. Ein Lächeln entdeckte er nicht darin, aber eine undurchdringliche Entschlossenheit, die ihn zittern machte. Sollte sie ihn jetzt noch versinken lassen? War das Weib dazu fähig? Gurgelnd wiederholte er das Wort Hilfe, zerrte wieder ein bißchen an den furchtbaren Fesseln und schien dann resigniert sein Schicksal von ihr abhängig zu machen. Sie lächelte. Er hatte genug gezappelt — länger sollte er kein Sumpfwasser schmecken. Rasch machte sie ihn los. Dann führte sie ihn aufs Trockene. Er wollte vor seiner Retterin niederknien, aber daran hinderte sie ihn, denn sie wußte jetzt, daß der Kniefall nur eine wirksame, keine wahre Handlung des Menschen war. „Bleib' stehen," sagte sie so rauh, daß er sie erschrocken ansah, und heftig warf sie ihr Goldhaar über die Schulter fort. „Was wolltest du von mir? Warum riefst du mich die ganze Nacht?"

„Freia," erwiderte er demütig, indem sein triefender Körper vor Kälte zitterte. „Du bist jetzt wieder die hohe Göttin für mich, das reine, unnahbare Weib — ich könnte wohl Ansprüche auf dich machen, denn du hast deinen Gatten nach unsern Gesetzen böslich verlassen, aber das tue ich jetzt nicht mehr. Ich unterwerfe mich dir als Mensch. Aber du

weißt wohl, wie unglücklich ich bin. Sieh nur dort hinüber — mein Hotel ist ein öder, rauchender Trümmerhaufen, ich bin ein verschuldeter Bettler, ich kann jetzt fechten gehen von Haus zu Haus. So endet das ungeheure Glück, das du mir gebracht hast. Bleibe ruhig, ich bitte dich — ich werfe dir ja nichts vor! Ich bin genug gestraft worden, das siehst du hoffentlich. Daß der Himmel droben sich auch noch bemüht hat, dich an mir zu rächen — das war wohl nicht notwendig."

„Torheit," erwiderte sie finster. „Der Himmel hat nichts mit mir, und ich habe nichts mit dem Himmel zu schaffen."

„So sei mir wieder gnädig, Freia — schau' mich wieder heiter an, deinen alten Sebastian — der Himmel wird's ja auch tun, er macht ja jetzt schon ein blaues Auge auf! Ach, Freia —!"

„Laß deine Blicke! Laß deine süßen Reden!"

„Blicke? Süße Reden?"

„Ich weiß, was ich davon zu halten habe! Was ist dein Begehr?"

„Wenn du so zu mir sprichst, verlier' ich allen Mut. Da wirst du mir's natürlich nicht erfüllen."

„Aber du hast doch wohl die ganze Nacht geglaubt, daß ich's erfülle? Als du mich riefst und riefst? Und dachtest doch, daß ich dein Haus aus Rache zerstört hätte?"

„Deine Logik ist entsetzlich, Freia. So gescheit warst du früher nicht. Hast du dir das im Menschenleben angewöhnt?"

„Was ist dein Begehr?"

„Also, ich sag' dir's! Blitze mich nicht mehr so an! Ich ertrag' es nicht! Ich bin ein armer, hilfloser Mensch! Ich werd' mich zu Tode verkühlt haben! Aber mir bleibt nichts andres übrig — ich sag' dir's — nur du kannst mich retten! Hole mir noch ein einziges Mal, zum unwiderruflich letztenmal, Freia, eine Muschel voll Gold von der Drachenquelle!"

„Das tu' ich nicht."

„Freia! Nur so komm' ich wieder in die Höhe!"

„Warte ein wenig! Ich will dir etwas anderes holen!"

Sie ließ den Verdutzten stehen und stieg in ihre Grotte. „Kommst du endlich wieder?!" japste Glotz und sah sie beschwörend an. Sie aber lachte ihr silberhellstes Lachen und gab ihm sogar einen Nasenstüber. Jetzt konnte der alte Karpfen sie nicht mehr in Gefahr glauben. Staunend sah er zu, wie sie etwas Blitzendes aus ihrer Truhe nahm und damit entschlossen zu dem Menschen zurückkehrte. Sebastian hatte inzwischen höllenbange Minuten durchlebt. Als er die Nixe wiederkommen sah, atmete er auf. „Du Treue," flüsterte er — aber sie ließ ihn nicht weitersprechen. „Hier!" rief sie und schwang etwas so Leuchtendes in der Luft umher, daß ihm die Augen davon übergingen. „Geralt sieht mich nicht wieder — aber das Geschenk, mit dem er mich begrüßt hat, sieben Zwerge schleppten es mir herauf, das sollst du haben!"

Sie warf ihm eine Kette zu — er konnte das Kleinod kaum halten

und wußte in seiner Blendung nicht, ob es zu schwer war, oder ob das Leuchten der Edelsteine ihn betäubte. Etwas nie Gesehenes hielt er in Händen. Ihm schwindelte vor dem Rubinfeuer, vor dem dunklen Glühen der Smaragde und Saphire, ein riesiger Diamant machte die Prüfung der wundervollen Goldarbeit fast unmöglich. Noch begriff er nicht, daß ihm der Schatz gehören sollte. „Geralt schickte es dir?" fragte er schüchtern. „Weshalb?"

„Weshalb! Wie kannst du nur fragen! Um mich bei der Rückkehr aus dem Menschenleben zu begrüßen!"

Er streckte ihr die Kette wieder hin. Sie starrte ihm überrascht ins Gesicht. „Willst du sie mir wiedergeben?!"

„Nein, nein!" flüsterte er erbleichend. „Ich weiß ja noch gar nicht, ob sie mir gehören soll! So etwas Ungeheures —!"

„Sie gehört dir," erwiderte sie, in letzter Enttäuschung erkaltend, indem sie das Kleinod zu seinem Schrecken in den Schlamm fallen ließ. „Hebe sie nur auf. Sie gehört dir — unter einer Bedingung."

„Was ist das?!" rief er, nachdem er den Schatz wieder gierig an sich gerafft hatte.

„Daß du verschwindest und nie mehr an den Güldensee zurückkehrst! Nie mehr!"

„Freia," sagte er, das Kleinod ans Herz gepreßt, mit schwacher

Wärme — „das verlangst du? Ich soll meine Retterin meiden? Ich soll dich nicht wiedersehen?"

„Nie mehr!"

„Aber wir waren doch einmal so glücklich mit einander — soll das nicht wiederkommen?"

„Nie mehr!! Der Tod steht darauf!"

Da fiel ihm das Herz in die Hose. Schlotternd versprach er alles. Aber ohne die letzte Gefühlsbreite, ohne einen letzten Gemütserguß konnte der Wiener, nun sichergestellt, nicht Abschied nehmen. Er ließ noch einmal seine schönen Augen spielen. „Freia! Ein Abschiedskuß! Damit weihst du mich fürs ganze Leben!"

„Mach', daß du fortkommst!" schrie sie. Und ein heulender Morgenwind setzte ein. Ihn fror entsetzlich. Es war ihm, als würde er jetzt hinausgezischt und gepfiffen. Von Freias Geistern, von ihr selbst. Das machte ihm Beine. Die Kette ans Herz gepreßt, lief er, ohne sich umzusehen, kläglich die Uferstraße entlang. Bis er an die Biegung des Weges gelangte, die über die Paßhöhe zu Tal führte. Dort verschwand er. Freia starrte ihm nach, hoch aufgerichtet, den Wurfspieß ihres Hasses, den sie nicht geschleudert hatte, in der Faust. Sebastian verschwand auf Nimmerwiedersehen. Seine große Gründung aber verglomm jetzt traurig in der Morgenkühle.

Ein leises, krampfgeschütteltes Schluchzen war noch zu vernehmen —

dann hatte sie ihn endgültig überwunden, ihren Menschentraum. Dann kehrte sie zu Gloß zurück und bat den Hocherfreuten, zu schweigen. Er verstand sie, küßte ihre glühende Hand und verließ die Grotte. Freia blieb allein. Bis es Abend wurde, lag sie auf ihrem Ruhebett, dann erhob sie sich und schritt in den See hinaus. Gewaltig, völlig geklärt wölbte sich über ihr der ausgestirnte Himmel. Kein Geschöpf war unter ihm so frei, so rein, so einsam, wie Freia. Aber die vom Menschenleben geweckte Sehnsucht ließ sie jetzt nicht so. Eines Unnennbaren Braut erschauerte sie in der silberblauen Stille und flüsterte plötzlich einen Namen, den sie vorher nie gewußt hatte — das gestand sie sich staunend, wie zum Tode bereit. „Albo!“ so tönte es raunend, klagend, mächtig anschwellend durch die Ferne. „Albo!“ riefen ihre dürstenden Lippen und küßten den Geliebten aus der Dunkelheit herbei. Sie schwebte aufrecht auf dem Wasser, wahrer Glücksempfängnis bereit. Da kam er! Da tönte es schon mit Manneston, herrlich wie Gottesruf von weit her: „Freia!“ „Albo!“ „Freia!“

Der Bräutigam drang durch das schmale Flüßchen, das den Güldensee mit dem Meere verband — er sprengte das träge Wässerlein fast. Ein brauner Triton, den Lilienkranz im Haar, ein Sohn des Meeres, riesenhaft und jung noch, wie ein Knabe. Es jauchzte im Weltall, als Freia ihm in die nervigen Arme sank, und ein Sprühregen von Sternschnuppen jagte über den schwarzen Augusthimmel. Dann umschlang der

Bräutigam die Braut, und ohne Abschied vom Güldensee, von Gloß und seinen schlummernden Fischen, ging es in die wahre Bestimmung hinaus. Eine Hochzeitsreise tat die Nixe Freia mit Albo, dem Triton, wie die Götter in menschenversunkenen Zeiten. Durchs ganze Donauland, an schlafenden Städten und Klöstern vorbei, die Sterne als leuchtende Trabanten. Aber als der Morgen graute, sahen sie im ersten Frührot das Meer. Und die Sonne stieg. Ein herrlicher Empfang für Freia. In die blaue, wogende Unendlichkeit warf sie sich mit dem jauchzenden Geliebten. Hier wollte sie glücklich sein. Hier wollte sie Kinder gebären. Und Fiselinus' Geige glich hier dem Urton von Wogenprall und Windeswehen.

* * *

Am Güldensee behielten die Menschen das Regiment. Still trauerten Gloß und die Seinen um Freia. Aber sie gönnten ihr das Meeresglück. Sie konnten es auch nicht hindern, daß nach Sebastians Verschwinden ein neuer Wirt an den See kam, ein feister, freundlicher Mann, der das Vertrauen des Pfarrers und seiner Herde schnell gewann. Er tilgte die Spuren seines schwindelhaften Vorgängers. Bald stand ein neues, prächtiges Haus, und die Fremden belebten noch zahlreicher, als früher, das Seeufer. Der Kronbergersepp und sein Weib aber hatten nun einmal in all' die helle, praktische Wirklichkeit das dunkle Gerücht

von einem überirdischen Wesen gebracht, das mit dem verschwundenen Glücksritter verbündet gewesen wäre. Sobald der neue Wirt erkannte, daß außer dem guten Essen und der gewaltigen Naturschönheit auch ein bißchen Romantik zu den Lockmitteln für die Fremden gehörte, ließ der gute Geschäftsmann sich diese Chance seines Unternehmens nicht entgehen. An eine wirkliche Nixe glaubte er nicht, auf die war er auch gar nicht neugierig und hütete sich wohl, ein solches Gezücht zu beschwören. Aber er beauftragte einen armen Künstler, der bei ihm vorsprach, eine Nixe aus Marmor zu meißeln, mit allen Kräften seiner hungrigen Phantasie, und das Kunstwerk gelang. Es wurde in den See versenkt, zufällig an der richtigen Stelle, dort, wo einst Freias Wohnsitz gewesen. Hier lag die schöne Puppe nun im tiefen Grunde, über dem das klare Wasser grünlich hinfloß. Sie wurde die größte Sehenswürdgkeit vom Güldensee, und Ruderboote brachten die Fremden für fünfzig Heller an die Stelle.

Von **Georg Hirschfeld** ist bisher erschienen:

S. Schottlaenders Schlesische Verlagsanstalt, Berlin:
Die Madonna im ewigen Schnee, Erzählung.

S. Fischer, Verlag, Berlin:
Dämon Kleist, Novellen.
Die Mutter, Schauspiel.
Am Bergsee, Erzählung.
Zu Hause, Schauspiel.
Agnes Jordan, Schauspiel.
Pauline, Berliner Komödie.
Der junge Goldner, Komödie.
Freundschaft, Novelle.
Der Weg zum Licht, Märchendrama.
Nebeneinander, Schauspiel.
Das grüne Band, Roman.
Das Mädchen von Lille, Roman.
Der Wirt von Veladuz, Roman.
Auf der Schaukel, Novellen.
Hans aus einer anderen Welt, Roman.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart:
Spätfrühling, Lustspiel.
Mieze und Maria, Komödie.

Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart:
Der verschlossene Garten, Novellen.

Egon Fleischel & Co., Berlin:
Das zweite Leben, Drama.

Inselverlag, Leipzig:
Ein Requiem, Novelle.

Wiener Verlag, Wien:
Erlebnis, Novellen.
Michael Lewinoffs deutsche Liebe, Erzählung.

Gedruckt in der
Schlesischen Buchdruckerei
v. S. Schottlaender, Breslau.